

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 84 (1943)

Artikel: In der Fluh
Autor: Matt, Josef von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1008228>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In der Fluh

Volkserzählung aus den Bergen

von

Josef von Matt.

Am ersten August.

Die gewaltige Stimme des Redners dröhnte über die vielen Köpfe hin, fand Wiederhall an den Häusern des Dorfplatzes und schwang weiter fort in die linde Luft des Sommerabends: „Erster Tag August, Tag der Gründung unserer Eidgenossenschaft ist nun viele Jahre ein Festtag gewesen. Nun stehen wir seit 11 Monaten mitten drinn im furchtbaren Ringen der Völker rings um unser Land. Wohl freut sich unser Herz, weil unser Vaterland vom Krieg bis jetzt verschont geblieben. Wohl feiern wir diesen Tag, es wehen rings unsere Fahnen in frohen Farben, die Musik spielt, Lieder klingen über Dorf und Matten und in unsere Herzen hinein. Aber unsere Feier ist ernst. Wie am ersten Tag der Gründung schauen wir über die Gemarkung unserer Heimat hinaus in die Gefahr, die wie eine furchtbare Wetterwand droht von allen Seiten . . .“ Die Mannen um den Redner herum schauen finster aus. Die Mütter halten fest die Händchen ihrer Kinder, als wollten sie ängstlich die Kleinen bei sich behalten, denn die größeren sind an der Grenze, sind im Dienst zum Schutz der Heimat. „Wenn Gott uns hilft, wenn unser lieber und starker Landesvater Bruder Klaus uns auch diesmal behütet, und wenn jeder Mann, jede Frau und jedes Kind Stunde für Stunde seine Pflicht tut, dann, nur dann bleiben wir vom Krieg verschont . . .“ Viele Soldaten stehen auf dem Platz. Ihre wetterbraunen Gesichter sind hart, trotz ihrer Jugend. Auch die Mädchen sind bei solchen Worten ruhig geworden, haben das Schwatzen und Stupfen vergessen. Der Redner begleitet seine Worte mit wuchtigen Bewegungen. Er hebt seine Faust weit über den Kopf empor. Er zeigt mit zitterndem Finger an den Himmel hinauf, dorthin, wo die letzte Röte der versunkenen Sonne geistert und breitet dann weit seine Arme aus, als wollte

er die ganze versammelte Gemeinde an seine Brust drücken. Wenn er tief Atem holt und den Wiederhall verklingen läßt, dann lastet sekundenlang die Stille auf den Menschen.

Einmal tönt eine helle Kinderstimme hinein: „Vater, warum schreit der härtige Mann so laut, hat ihm jemand etwas zuleid getan?“ Das ist des Zimmermanns Walterli. Er sitzt auf Vaters Schultern und kann über alle Köpfe wegschauen. Er ist zum erstenmal bei der Augustfeier und bringt schon die ganze große Familie in feuerrote Verlegenheit.

Aber die würdige Feier ging weiter, trotz Walterlis Frage. Nur die Starre des Ernstes war gebrochen. Das junge Volk bewegte sich wieder. Bald trat auch der Chor zum Singen an. Und wieder flatterte Walterlis Stimme zu allen Ohren: „Vater, Mutter, Brevi, Balz schau dort, dort vorn ist unser Dorli, das singt.“ Die Mutter zupfte an Vaters Rock und flüsterte: „Gib mir den Bub, ich geh mit ihm heim, wenn er doch nicht still ist, man muß sich ja schämen.“ Aber der Vater wollte den Walterli auch dabei haben. Er war überhaupt ordentlich stolz, daß sein Dorli im Chor mitsang und es war ihm ganz recht, daß nun alle Leute extra auf sein Meitschi hinschauten.

Walterli war auch nun wirklich bis zum Schluß schön still. Er redete erst wieder laut, während sich alle Leute zerstreuten und er auf dem Vater heimreiten konnte. Von seinem hohen Sitz aus überschüttete er die ganze Familie mit Fragen. Immer neue „Warum“ erfand er, während sie zuhause die Stiege hinauf gingen, in der Stube saßen, ja bis er im Nachthemdchen im Bettli saß und dann wollte er erst noch wissen, warum das Dorli nicht heimgekommen sei und wann es dann heimkäme. Die Mutter erklärte ihm, daß die Sänger und Sängerinnen und die Blechmusikanten in die Wirtschaft gingen,

von der Gemeinde einen Abendtrunk bekämen, weil sie so schön gesungen und gespielt. Aber Walterli wollte nicht schlafen, wollte aufbleiben und warten bis das Dorli heimkamme.

Der kleine Walterli hätte lange seine müden Augenlein offen behalten, lange auf seine große Schwester warten müssen, denn Dorli dachte nicht daran heim zu gehen, dachte nicht an zuhause, nicht an den Walterli, sondern war lustig und vergnügt im großen Wirtshausaal und tanzte mit Soldaten.

Aber die Jugend will lustig sein.

Es war das gemütlich und fidel für die Mädchen vom Chor. Seit langem wieder der erste Tanz und genug Tänzer. Und die Soldaten — sie hatten wohl auf dem Dorfplatz in der schönen Rede ihre Pflichten vernommen, aber nun war der Feind noch nicht da, man mußte noch nicht sein Leben lassen — sie waren so lustig und übermütig und wollten sich des Lebens freuen. Der Dienst war streng und selten gab es eine solche Abwechslung im stillen Dorf.

Dorli tanzte fast immer mit dem blonden Kanonier. Er sprach einen fremdartigen Dialekt, hatte helle blaue Augen, die so aufreizend lachen konnten, während er sprach: „Hab nie gewußt, daß es hier in den Ländern so flotte, raffige Mädchen gibt.“ Und Dorli neckte im Wiegen und Wogen des Walzers: „Hättest früher kommen sollen, dann hättest es früher gewußt.“ Und ein andermal sagte er: „Ich habe schon immer von einem so lustigen und hübschen Meitschi geträumt, grad so einem wie Du bist, Dorli.“ „Träumt man schön auf dem Stroh?“ „Von so einem Meitschi träume ich mehr untertags.“ „So bist Du halt mein Träumerkanonier.“ So ging das hin und her bis einmal die blauen Augen ganz ernst wurden, das Dorli ganz eng an die breite Uniformbrust gedrückt wurde, während die nahen Lippen stürmisch bettelten und fragten: „Dorli, wann kann ich einmal mit Dir allein reden, ganz allein, einen ganzen Abend lang, ungestört?“ Und zu seiner großen Verwunderung sagte ihm Dorli: „Mein Vater hat beim Festungsbau im Wald Baracken gebaut. Dort muß ich in

der Kantine hie und da aushelfen. Am Freitag in acht Tagen hat die Kantinenverwalterin frei, dann mache ich dort Feierabend, dann kannst Du kommen, wenn Du willst, aber erst nach zehn Uhr.“ „Um zehn Uhr ist Zimmerverlesen, da muß ich im Kantonnement sein, sonst flieg ich ins Loch.“ „Dann gehst halt eben aufs Stroh, wenn Du für mich nichts riskieren willst“, höhnte Dorli. Der Tanz war aus, Dorli verschwand in der Menge und von der Straße her erkönte der Zapfenstreich.

Die Soldaten mußten verschwinden. Nun traten die Unteroffiziere an ihren Platz. Die hatten zur Feier des Tages unbeschränkten Ausgang. Die Burschen vom Dorf waren bald wieder in der Ueberzahl bei den Tanzenden, aber Dorli tanzte selten mit Zivilisten. Ein junger raffiger Korporal, schien auch schon lange von ihm geträumt zu haben. Er war besonders elegant, war trotz der Hitze im Saal, immer mit seinen Handschuhen beschäftigt, wenn er Dorli zum Tanze bat und machte einen geradezu bestechenden Eindruck. Ja, ja, die jungen Männer aus den großen Städten, die wußten fein zu reden, die konnten geschliffene Komplimente machen, die wußten die raffige, naturgewachsene Schönheit Dorlis zu schätzen. Auch er hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als einmal viele Stunden, weitab von allen Menschen in tiefer Einsamkeit mit ihm ganz ernst zu plaudern. Dorlis Herz wurde während den vielen Tänzen, trotz der süßen Erinnerung an den Träumerkanonier, so weich wie Wachs. Ach war doch das Leben schön und wie schnell der Tanz vorüber. Dorli vergaß die Verbote und Mahnungen der Mutter, dachte nicht mehr an seine eigenen heiligen Versprechungen. Es war plötzlich mit dem jungen Korporal auf der verdunkelten Straße, ließ sich von ihm durch die dunkle Nacht heimbegleiten. Sie gingen langsam. Er sprach rührend und eindringlich von seiner unstillbaren Sehnsucht mit einem so lieben Menschen einmal allein zu sein. Dorli wollte rasch heim. Er versuchte Umwege zu machen, blieb immer wieder stehen und bettelte um eine baldige verschwiegene Zusammenkunft. In Dorlis Köpfchen spuckte ein Teufelein, soll ich oder soll ich nicht? Die

Idee war zu lustig. Das gäbe wohl schön lange Gesichter. Ach das wäre doch wirklich toll. So nahm es rasch von ihm Abschied und lud ihn ganz geheimnisvoll ein, auch am Freitag in acht Tagen, nach zehn Uhr in die Kantinenbaracke im Wald.

In der Waldbaracke.

Die Heeresleitung baut nicht an die breiten Straßen, richtet sich nicht nach Dorf oder Wirtschaft. In einen groben Felsen am Berg läßt sie Stollen treiben, in den weiten Wald baut sie Lager und bringt plötzlich Leben, Menschen und Arbeit in die Jahrhunderte alte Stille hinein. Die Arbeiter müssen dort essen können. Also hat man für sie im Wald eine Kantine aufgeschlagen. Aber es mangelt überall an Männern, weil so viele im Dienst sind. Da müssen Frauen und Mädchen die Wirtschaft führen und dürfen sich nicht vor den rauhen Männern fürchten, die schmutzig und durstig und vielleicht auch gehässig von der harten Arbeit im Felsen kommen.

Dorli, mit seinen 22 Jahren, wäre in normalen Zeiten dafür viel zu jung gewesen. Aber jetzt ist Krieg und alle müssen allen helfen. Und dann hat die Frau, welche die Kantine verwaltet auch gar nötig gebetet, man solle ihr doch hie und da das Meitschi zur Aushilfe geben; es sei gar anständig und gewandt. So half Dorli dann und wann, in der Küche oder beim Aufräumen, war flink wie ein Wiesel, hatte für

jeden das passende Wort und sang wohl auch ein lustiges Lied mitten in die hundert Mittagessen hinein.

Nicht alle Gäste waren härtige Männer oder zerfetzte Gestalten. Viele junge stahlharte Burschen mit wilden Augen, raffige und fröhliche Soldaten und auch feine Herren vom Barbüro waren dabei. Ein Motorfahrer war viel dort im Wald. Er mußte mit Offizieren und Meldungen in der Gegend herumfahren und wieder stundenlang warten. Er hatte viel Zeit, eine schöne Stimme und trug sein Käppi gar nicht vorschriftsgemäß, stets hinten am Kopf. Wenn Dorli da war, half er oft abwaschen. Wenn es ein Lied anstimmte, sang er die zweite Stimme und wenn es abends mit seinem Velo heimfuhr, wollte er es begleiten. Er verlangte für seine Arbeit keinen Lohn. Er war mit einem netten Wort zufrieden und mit dem langsamen Fortschritt der Vertraulichkeit Dorlis. Aber einmal, lud er Dorli zu einem Spaziergang ein in den kühlen Wald.



Unsere Fahne treu bewacht

Merkwürdig, wie die Soldaten die Einsamkeit lieben. Da marschieren sie so stolz und hochfahrend durch die Straßen, freuen sich, wenn recht viele Leute ihnen zuschauen, pflegen und putzen ihre Uniformen, ihre Abzeichen und Lizen und tragen sie zur Schau, wie der Pfau seine bunten Federn. Und in ihrem innersten verborgenen Herzen dürsten sie nach trauter Stille. Und vor allem lieben sie die nächtliche Dunkelheit. Denn an diesem Sonntagsspaziergang bildete der Plan zu einer abendlichen Zusammenkunft das

wichtigste Thema ihres Gesprächs. Dorli hatte ihn gern, so wie es gar manchen jungen Mann gern hatte. Es wollte nicht nein sagen, wollte nicht ja sagen, dachte an seine anderen Verabredungen und seine stets wachsende Beliebtheit und lachte still für sich. „Komm Du am Freitagabend in die Kantine, die Verwalterin ist dann nicht da. Ich mache allein Feierabend, aber komme erst nach 10 Uhr.“

Soldaten, Rußgipfel und Schnäpse.

Der Freitagabend kam. Dorli hatte ein schlechtes Gewissen. Es konnte sich zwar nicht lange mit diesem Gewissen beschäftigen, denn bis zum Abend hatte es alle Hände voll zu tun. Um 9 Uhr schloß es ringsum die Fensterläden. Wie es dabei von Fenster zu Fenster um die ganze Baracke herum ging, und die Bäume, die hohen Buchen und Tannen so seltsam rauschten und knackten, wurde ihm Angst. Auf der dunkeln Seite erschrad es fürchterlich, weil hart hinter ihm schleichende Schritte durch den Wald schlurften.

Die Köchin packte zusammen und machte sich auf den Heimweg. Dorli bat sie doch noch zu bleiben bis zehn Uhr vorbei sei. Diese aber sagte: „Mach doch früher Feierabend, das merkt doch kein Mensch. Die paar Hofker komplimentierst Du hinaus und Schluß, aber ich kann nicht mehr warten.“

Genau das Gleiche sagte der Kanonier als er kam. Er war der erste. Aber Dorli war froh, daß noch ein paar Lampen am hintersten Tisch saßen. Der Kanonier kam wie selbstverständlich hinter das Büffet, klopfte dem Mädchen freundschaftlich auf die Schultern und fing an fürchterlich zu blagieren, wie er jetzt 10 Tage Arrest für ein paar Stunden mit ihm riskiere. Es sollte ihm für diese Heldentat dankbar sein und möglichst rasch ein Müntschli geben. Dann rief er zu den Leuten am Tisch: „So meine Herren, es ist Feierabend“, nahm aus dem Glaskasten Rußgipfel und knabberte munter wie ein Eichhörnchen.

Die Leute brachen auf. Kaum waren sie fort, kam der Korporal. Er schaute scharf in alle Ecken, bis er das Dorli sah, warf einen verächtlichen, giftigen Blick auf den

Kanonier, setzte sich an einen versteckten Platz und bestellte Bier. Nun hob ein eigenartig Geflüster an.

Immer da, wo Dorli gerade stand, beim Korporal oder beim Kanonier, wurden die selben Fragen gestellt. „Wer ist das? Kennst Du den? Willst den nicht fortschicken? Muß der nicht bald ins Kantonnement? Dorli pendelte hin und her. Wurde immer wieder von da nach dort gerufen. Es manövierte sich mit seinen Antworten und Ausreden in die größte Verlegenheit hinein. Vielleicht war es die aufreizende Wirkung des Alkohols, denn der Kanonier mit seinen Rußgipfeln blieb ruhiger und geduldiger, plötzlich kam der Korporal mit schnellen und herrischen Schritten auf das Büffet zu und fuhr den Kanonier an: „Du, hau ab, 10 Uhr ist längst vorbei, sonst fliegst Du in die Riste. Ich glaube Du hast hier nichts mehr verloren.“

Dies war der Anfang zu einem munteren und anregenden Gespräch. Der Kanonier meinte ganz ruhig, er habe jetzt gerade noch einen Kaffee mit Träschli bestellt, den müsse er noch unbedingt genehmigen und zwar nicht zu heiß, darum müsse er dann schön warten, bis er wieder kühl sei. Aber vorläufig müsse der Kaffee zuerst noch heiß gemacht werden. Unterdessen sei es ihm noch wohl genug beim Dorli und bei den Rußgipfeln. Der junge Korpis zeigte sich in seiner ganzen Macht und Herrlichkeit, zückte Block und Bleistift und verlangte des Kanoniers allergenaueste Personalien. Dorli klimperte und florterte mit der Kaffeemaschine und vernahm unterdessen des Kanoniers zivile und militärische Einzelheiten und hörte, wie der Korpis, nach Schluß dieses Verhörs den schmucken Soldaten in raffigstem Befehlston zum Teufel jagte. Aber dieser lachte nur und griff nach einem weiteren Rußgipfel. Die Lage wurde kritisch. Der Korporal kam auch hinter das Büffet, machte Glogaugen und Fäuste. Dorli wollte vermitteln, suchte krampfhaft nach Erklärungen. Der Kanonier war größer und stärker als der Korpis. Was sollte denn Dorli mit Verwundeten und Toten hier allein in der Waldbaracke anfangen. Da kam der Motorfahrer. Käppi hinten am Kopf, Brissago

schief im Mund, ein Lachen in den Augen: „Guten Abend, jetzt ist aber Feierabend die Herrschaften! Guten Abend Dorli, schau auf die Uhr, pünktlich wie immer, und tadellos in Form.“

Nun machte auch der Kanonier Glogaugen. Der Korporal hätte nun wohl auch den Motorfahrer aufschreiben können. Das hätte auch nicht viel genützt. Denn hier beim Dorli, war jeder mit dem gleichen Recht. So standen alle drei hinter dem Büffet in dem kleinen Verschlag beim Dorli und ringsum waren die hundert Stühle leer.

Dorli drängte sich zwischen den zweien durch, stellte dem Kanonier den dampfenden Kaffee hin, schaute den drei Männern ins Gesicht und fing plötzlich überlaut zu lachen an: „Oh je, oh je, eine schöne Suppe habe ich mir da eingebrockt. Jetzt will wohl jeder von Euch warten bis die andern zwei fortgehen. Dabei muß ich Euch leider mitteilen, daß ich jetzt schleunigst nach Hause muß. Wir haben nämlich eine kranke Katze zu Hause und der muß ich noch vor

11 Uhr warme Milch geben, sie hat Bauchweh.“ Dabei glimmerte und geisterte der Schalk und Schelm so lieb und nett aus Dorlis Augen, daß Zorn und Enttäuschung zu einem guten Teil zerschmolzen: „So und jetzt bekommt ihr noch einen tüchtigen Schluck Kaffee mit weispännigem Schnaps und dann ist Schluß und Feierabend.“

Dorli führte die drei nach Einsamkeit dürstenden an den runden Tisch und machte dann den Kaffee zweg. Bald hörte es den Motorfahrer lachen, dann kicherte der Kanonier und zuletzt steckten alle drei die Köpfe zusammen und tuschelten geheimnisvoll wie Freunde. Und das, was die drei Rivalen zusammen mit wenig Worten ausmachten

und planten, sollte bald für Dorli schlimme Folgen haben.

Es blieb nicht bei dem einen Kaffee. Es tranken nicht nur die drei. Dorli mußte auch mitmachen. Man braute dafür extra ein süßes Gemisch von Schnäpsern. Eine ergiebige, lustige und massive Festerei kam in Gang. Dorlis Wangen wurden rot und röter. Die Haare standen ihm ringsum wie ein Kranz von Stacheldraht. Es durfte nicht an die Uhr schauen, nicht nach Hause denken, nicht aufstehen, denn die Soldaten servierten jetzt, und auf das Bauchweh der Katze wurde

mehrmals angestossen. Dorli lachte und sang mit. Es schlürfte gerne von dem immer gefüllten Glas, nahm dem Kanonier die Cigarette aus dem Mund und rauchte weiter. Die Baracke war voll Rauch und Fröhlichkeit und Hitze und dicke Luft. Vor Dorlis Augen schwankten Tisch und Stühle. Und da es endlich an die Luft kam, schwankte es auch zwischen den singenden und jubelnden Soldaten.



Der junge Korporal zeigte sich in seiner ganzen Macht und Herrlichkeit

Wie Dorli in den Straßenstaub fällt.

Sie gehen durch den Wald über den holperigen Weg. Alle drei wollen dem Dorli den Arm geben, einer fällt. Auf der Straße will der Träumerkanonier den Mond besingen. Der Korporal will das Dorli auf die Arme nehmen und heimtragen. Der Motorfahrer schlägt ein neues Spiel vor und fängt gleich damit an. Sie stellen Dorli in die Mitte und drehen es ringsum, immer schneller und wenn es fällt und dem es in die Arme sinkt, der hat gewonnen. Dorli wird es stürm und schlecht. Jeder, der es in die Arme bekommt, läßt es nicht mehr los. Es jammert und bittet. Die Soldaten lachen, denn das

ist nun ihre Rache. Schließlich, da sie sehen, daß ihm sterbensübel ist, macht der Motorfahrer den Vorschlag, es sei nicht gerade nötig, daß alle drei mit ihm den weiten Weg nach Hause gehen. Einer genüge wohl und hätte mehr davon. Sie stellen das Dorli an den Lattenhag und ziehen im Mondschein das Los, wer der Glückliche ist, der allein mit dem Mädchen heimgehen darf. Das Los entscheidet. Der Motorfahrer und der Kanonier verabschieden sich tatsächlich vom bleichen Dorli und schwanken singend und pfeifend davon. Der Korporal legt den Arm auf Dorlis Schultern und wartet, bis die Schatten der beiden verschwunden sind, dann zieht er das müde Köpfchen gewaltsam an sich.

Aber ein neuer Schatten taucht jetzt aus dem Dunkel der nahen Tannen auf. Und der kommt schnurgrad auf die beiden zu. Ein harter Griff packt den Korporal am Arm und stellt ihn zwei Schritt weit weg. Eine zornbelebende Stimme tönt in sein Ohr: „Abfahren, verschwinden, habe Euch schon lange, viel zu lange zugeschaut, Drecksbuben!“

Die Faust packt noch einmal zu, vorne an der Brust, grad unter dem steifen Uniformkragen und stößt den ganzen Korporal rückwärts den andern nach: „Willst jetzt gehen, sonst lebst nicht mehr lang.“ Das alles kommt so plötzlich. Eben noch hat der schöne Korporal das süße Mädchen in den Armen gehalten und jetzt blitzen ihm zwei schwarze, wilde Augen ins Gesicht, eine unbändige Kraft hält ihn, ein Mann in Hemd und Hose, breit und groß droht ihm. Und dahinter der Wald, die unheimliche Einsamkeit in der Nacht. Es ist wohl besser langsam fortzugehen.

Dorli bleibt in Angst am Lattenzaun stehen, bis der große Schatten zu ihm zurück kommt. „Wer seid Ihr“ fragt es, „wo bin ich?“ „Mußt keine Angst haben. Ich bin der Friedl, der Maurer. Ich kenne Dich schon, habe schon manchmal mit Deinem Vater auf dem gleichen Bauplatz gearbeitet. Bist doch dem Zimmermann sein Dorli oder nicht?“ „Ja.“ Der Maurer schaut dem Mädchen eine Zeit lang ins Gesicht, dann faßt er es fachte am Arm: „Dir ist schlecht, komm ich geh mit Dir.“ Sie gehen schweigend und langsam.

Der Mond verschwindet hinter Wolken. Ein Käuzlein ruft im Wald, von da und dort. Friedls schwerer Schritt paßt schlecht zum Trippeln Dorlis. Es schleht ihm den Arm aus seinem Griff, will allein gehen. Er faßt es wieder genau gleich, nur vielleicht etwas leichter. „Mußt Dich nicht mit liederlichen Soldaten einlassen, die meinen's nicht ehrlich mit Dir.“ Dorli schweigt. „Bin auch Soldat, ich weiß es sind nicht die Besten, die immer am fremden Ort den Mädchen nachlaufen.“ Dorli schleht wieder aus. Er wartet und will wieder an seinen Arm. Es bleibt stehen und wehrt sich: „Laß mich. Ich geh allein. Ich brauche Deine Predigt nicht.“ „Komm jetzt, es ist noch weit bis zu Dir heim. Kannst froh sein, daß ich hier bin, komm!“ „Nein, ich bin nicht froh.“ Friedl nimmt es wieder am Arm, ziemlich kräftig, „sei doch vernünftig,“ zieht es neben sich her. Dorli wehrt sich, bleibt stehen. Er will vorwärts: „Komm, hast zu viel getrunken, das tut nicht gut.“ „Nein es ist nicht wahr, ich will nicht.“ Friedl zieht, Dorli sperrt sich und stampft und protestiert und setzt sich plötzlich mitten in die Straße, mit seinem hübschen Köckli mitten in den Staub. Friedl steht vor ihm, sieht, wie es mit der einen Hand über die Stirne und Augen fährt und hört es schimpfen: „Du hast kein Recht da zu sein. Und nachher gehst Du und erzählst alles. Und mir ist es schlecht. Ich bin gar nicht daran schuld. Ich geh nicht heim. Ich will allein heim. Ich mache keinen Schritt mehr. Oh je, mir geht es immer so. Geh doch, geh doch, so geh doch endlich fort!“ Und nun fängt Dorli an zu weinen und zu schluchzen. Friedl bleibt stehen lange Zeit, dann setzt er sich ruhig auf den Lattenhag und wartet.

Seine Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Aber Dorli kann schließlich auch nicht viele Stunden im Straßenstaub sitzen und weinen. Es richtet sich langsam auf, geht unsicher und müde vorwärts. Er hinter ihm nach, ohne ein Wort den langen, weiten Weg. Sie nähern sich dem Dorf. Da sagt Friedl: „Du, wir müssen den Staub und Schmutz noch wegpuzen.“ Dorli läßt es geschehen und hilft dann auch. Er leuchtet mit einem Bündhölzli, putzt mit seinem Hemd-

ärmel, kriegt vor dem dreieckigen Röckli und wird so selber schmutzig, aber seinen Maurerhosen macht es nichts.

Sie kommen ins Dorf und gehen auf das Haus zu. Im zweiten Stock sehen sie im Spalt des Vorhangs einen Schimmer Licht. Da sagt Dorli: „Das auch noch. Meine Mutter wartet auf mich. Sie ist noch auf.“ Friedl bleibt zurück und schaut zu. Die Haustüre ist nicht verschlossen. Dorli verschwindet und Friedl geht heim.

Von einem Milch- kesseli und einem Erdöpfelsack.

Friedl der Maurer ist jung und stark. Er hat einen hellen Kopf aber brand-schwarze Augen. Er arbeitet bei seinem Götti, dem Baumeister. Just in den Tagen haben sie einen neuen, großen Hausbau angefangen, nahe am Dorf. Es sind viele Arbeiter am Werk, alte und junge, flinke und faule. Friedl verdient einen schönen Lohn. Er versteht die Pläne zu lesen und richtig auszuführen. Er ist selbst-

ständig und die Handlanger folgen ihm gern. Er wohnt in einem Zimmer beim Hubel-Kaveri. Das ist auch ein Arbeiter von Friedl's Götti. Dort hat er die Kost, wenn er in der Nähe schafft. Aber meistens ist er irgendwo in der Gegend, weil ihn die Bauern gar gern haben, und weil er auch ohne Aufsicht zuverlässig und handlich arbeitet.

Solange nun die Maurerarbeiten an dem großen Neubau dauerten, blieb er daheim. Er fuhr dann jeden Abend mit dem Velo auf den Hubel. Dort half er dem Kaveri im Holz, im Garten oder bei den vielen Feierabend-Arbeiten, die bei einer großen Familie nie fehlen.



Nun fängt Dorli an zu weinen
und zu schluchzen

Friedl war sparsam. Er war gerne dabei, wenn es lustig zuing. Aber wenn die Fröhlichkeit mit runden, schönen Franken, mit sauer verdientem Geld bezahlt sein mußten, dann verflüchtigte er sich. Er war bald 30 Jahre alt, hatte auch schon dann und wann daran gedacht einen eigenen Hausstand zu gründen, auch schon da und dort einem Mädchen lange und zäh nachgeschaut oder gar gefühlvoll in die Augen geguckt. Aber Friedl wollte warten, bis er die Richtige fand und

bis er einen schönen Anfang verdient hatte. Wenn er an seine kleinen Erlebnisse mit Mädchen zurückdachte, dann blieben seine Gedanken wohl am längsten bei dem nächtlichen Zusammentreffen mit Dorli hängen. So ein flottes, hübsches Mädchen, die Augen voll Feuer, in den Händen so viel Geschick, flotte Familie, immer sauber, höflich und fröhlich und liegt im Rausch auf die Straße. Und die Gedanken spannen weiter: „Schade ist es um das Mädchen. Das sollte man so richtig in die Finger nehmen

können. Aus dem könnte man doch weiß der Himmel was machen.“

Oft seither kamen solche Gedanken zu ihm. Und dann griff er sich wieder an den Kopf: Was kann ich denn machen, der Maurer-Friedl, ein verwaister Bub, will des Zimmermeisters hübsches Töchterli in die Finger nehmen, so ein Blödsinn.

Aber auch noch andere Leute machten sich ernste Sorgen um das Dorli. Seine Mutter hatte seit jenem späten Heimkommen manche Nacht in Kummer und Gebet zugebracht.

Natürlich war sofort mit der Aushilfe in der Kantine Schluß gemacht worden. Dorli blieb nun daheim, hatte streng zu arbeiten.

Nebenbei mußte es auch noch einer Tante, die weitab vom Dorfe wohnte, helfen. Sie war ganz für sich allein und nicht mehr so rüstig. Das war allerdings für Dorli eine willkommene Beschäftigung, denn so fand es eine Gelegenheit aus dem Haus zu kommen.

Dorlis gute Vorsätze waren meistens rührend anzuschauen, aber sie waren nicht sehr dauerhaft. Immerhin wurde es von der Erinnerung an seinen Raub arg bedrückt. Hauptsächlich deshalb, weil es nicht wußte ob dieser Friedl, den es gar nicht näher kannte, plaudern würde. Und dann war da noch ein eigenartiges Gefühl. Es war doch damals von seinem Beschützer weggelaufen ohne ihm auch nur mit einem Wort zu danken. Nüchtern geworden, hatte es doch erkannt, daß ihm der Maurer wirklich einen großen Dienst erwiesen, es aus gefährlicher Situation gerettet hatte.

Vom Küchenfenster bei der Tante sah es oft den Friedl auf dem Velo heimfahren. Sollte es ihm einmal zufällig begegnen? Es könnte ja ein Kesseli mitnehmen, wie zum Milchholen. Wenigstens danken, was mußte auch dieser Friedl von ihm denken.

So stand es einmal am Abend an der Straße, dort wo sie stoßig bergan geht, mit dem Kesseli in der Hand und lugte nach dem Friedl aus. Dorli dachte, hier muß er absteigen, da kann er nicht so ohne weiteres an mir vorbei, wenn er mich anredet, dann sage ich ihm kurz und bündig, wie ich ihm dankbar sei und Schluß.

Der Friedl kam, Dorli ging ihm langsam entgegen. Er stieg ab, leuchte mühsam den steilen Weg hinauf, gebeugt vor sich auf die Straße schauend und war schon halb an Dorli vorbei ehe er es gewahr wurde. Da mußte Dorli selber den Anfang machen: „Eh, ja, wegen dem selbigen Mal, ja ich habe nur schnell sagen wollen, ich war damals nicht schuld an dem, ja daß ich so einen kleinen Schwips hatte. Ja und ich wäre doch froh, wenn dann niemand davon etwas erfahren würde.“ Friedl lachte. Er war so in Eile und in Gedanken eben gerade mit dem Dorli beschäftigt gewesen, daß ihm kein vernünftiges Wort einfiel. Er sagte nur: „Ist schon gut, ja, ja.“ Das Mädchen ging zögernd einige Schritte weiter und wartete darauf, daß er

weiter rede. So kamen sie auseinander, jedes seinen Weg. Dorli spazierte mit seinem leeren Kesseli wieder auf das Haus der Tante zu.

Ein andermal traf es den Friedl beim Holzen am Waldrand in der Nähe. Da konnte er ihm nicht mehr davonlaufen. Sie plauderten nett miteinander. Sobald es merkte, daß des Friedls Hände nicht mehr so fleißig waren, und seine Augen einen besonderen Glanz bekamen, ging es davon. Friedl schaute ihm verstohlen über die Schultern nach und dachte: „Schade um das Dorli, es ist halt doch ein herziger Käfer.“

Seitdem grüßten sie sich sehr aufmerksam. Auch kam es nie mehr vor, daß der Friedl den Hubel hinauf auf die Straße starrte. Immer schaute er schon von weitem gegen das Haus hinüber, ob das Dorli heute bei der Tante sei.

Wieder einmal kam er früh am Abend daher. Er sah, wie Dorli vor der Haustüre an einem Handwägeli hantierte. Eiligst fuhr er darauf los. Dorli riß und zerrte an einem Sack Erdöpfel, den es wohl ins Haus tragen sollte. Friedl war sofort zur Stelle: „Laß mich das machen, das ist zu schwer für Dich!“ „Ja, der sollte in den Keller hinunter, und die Stiege ist so eng und stoßig.“ Das war natürlich eine Kleinigkeit für Friedl. Er hob den Sack weit über seinen Kopf hinauf und trug ihn dann so sachtli hinunter, wie er ein todkrankes Kind getragen hätte. Natürlich war es auch zu anstrengend den Sack zu leeren. Auch das besorgte Friedl langsam und ging mit den Erdöpfeln so sorgsam um wie mit Eiern. Dorli sagte ihm gar schönen Dank und schaute zu ihm auf, daß ein gefährlich Feuerlein in seinen Augenlein flimmerte. Friedl legte ihm seine schweren Hände auf die Schultern und sagte: „Du bist halt doch ein blitzsauberes Meitschi.“ Dorli wehrte züchtig ab und wick ihm verächtlich aus. Er meinte drauf verwundert: „Se tu doch nicht so, bist sonst nicht immer so zimperlich.“ Es rief schnippisch zurück: „Wenn ich nüchtern bin schon,“ stieg die Treppe hinauf und ließ den Friedl unten.

Seitdem forschte Friedl des Zimmermeisters Gewohnheiten nach und erkundigte sich, ob früher in dessen Familie jemand an Trunksucht gestorben sei.

Eine Mohrenwäsche.

Der Zimmermeister war ein guter Vater. Er hatte seine Kinder lieb und wollte sie gerne um sich haben. Wenn er auf dem Platz vor der Werkstatt Holz zurichtete, und ihm die fünf kleineren Kinder das Werkzeug verschleppten, wurde er nur ganz selten zornig. —

Wenn er in den Wald oder zu den Heimen ging, nahm er immer eines der größeren mit, manchmal auch die halbe Familie. Die Mutter war viel mit ihm im Wald. Sie mußte dann immer alles liegen und stehen lassen, denn so ein Marsch mit der Mutter war keine Freude und kein Feiertag. Dorli mußte dann allein zuhause Ordnung halten, die Kinder richten und zu ihnen schauen und überall sein. Es war das älteste und gewohnt die Mutter zu spielen, es war ja so flink und anständig und mit den Kindern herzlich lieb.

Einmal war es auch allein daheim. Vom Mittagessen standen Berge von Geschirr in der Küche, der Tisch kaum abgeräumt, nirgends war geputzt und Samstag. Da sollte man hundert Hände haben. Dorli trällerte ein Liedchen dazu, so ging es leichter. Mitten in der eiligen Arbeit kam der Walterli heim mit großem Gejammer und Geschrei. Oh je, wie sah der Bub aus. Die Haare verklebt von Schmutz und brauner Nässe, die ihm über das Gesicht rann. Hände wie ein Reger

rieten im Gesicht herum. Die Kleider voll Dreck. Aus den Taschen floß braune Sauce und hinter ihm her die Treppe, den Gang, in die Stube hinein zeichnete ein schwarzes Bächlein seinen Weg.

„Ich bin ins Güllenloch hineingefallen!“ Das Schluchzen und Weinen wurde noch stärker und eine Tonart höher. Dorli schlug

die Hände überm Kopf zusammen, sah seine Putzarbeit in Gang und Stube zu schanden werden, sah, wie der dunkle, nasse Kreis um den Walterli herum immer breiter wurde. Dann hob es ihn auf, trug ihn weit von sich gestreckt in die Küche, zog ihm die Schuhe aus und stellte ihn in einen halb mit Wasser gefüllten Zuber. Schnell wusch es ihm das Gesicht und tröstete den armen Bub, der ganz erbärmlich stank. „Müßt keine Angst haben. Ich bringe das schon in Ordnung. Bis die Mutter heimkommt ist alles wieder gut. Brüll doch nicht

so.“ Ihn immer wieder beruhigend, schälte es ihn aus den Kleidern: „Sei schön still, ich will nur schnell im Gang und in der Stube, den ärgsten Dreck aufputzen, und bleib mir schön brav im Zuber drinn.“

Im ganzen Haus herum schwebte das abscheuliche Düftlein. Auf dem neuen Glanz der Böden klebten Walterlis Fußstapfen. Dorli folgte den Spuren bis auf die Straße. Da sah es den Vater kommen mit einem Herrn. Blitzschnell flog es die Stiegen hin-



Eine schöne Holzbeige im Bernbiet

auf, riß alle Fenster auf, versteckte die Lumpen und Lappen, wusch sich die Hände und stand vor der Küchentüre, als ob nicht das Geringste geschehen wäre. Aber just in die Küche hinein, wollte der Vater mit dem Herrn, wollte ihm den neuen Schüttstein-Einbau zeigen.

Dorli verwehrte ihm glattweg den Eingang. Es sei nicht aufgeräumt und wegen der Samstag=Buszete eine schreckliche Ordnung. Die Küche werde auf keinen Fall gezeigt. Der Vater redete von dummem Zeug und anderorts sei auch hie und da Samstag. Der Herr schlug vor er wolle lieber ein andermal kommen. Aber der Vater wollte jetzt partout seine neue Erfindung zeigen und wollte mit Gewalt hinein. Der Besuch schien solchen Familienzenen abhold zu sein, erklärte er komme lieber später und ging. Vater wurde zornig: „Was ist denn mit der Küche los? Jetzt will ich es erst recht wissen? Ist jemand drin?“ „Nix ist los. Eingang verboten!“ sagte Dorli resolut, drehte den Schlüssel, nahm ihn mit und hüpfte ab. Plötzlich ertönte von drinnen Walterlis fürchterlichstes Geschrei. Das war zuviel. Der starke Zimmermann stemmte sich wuchtig gegen die Türe, die flog krachend auf. Vor ihm stand im Zuber der brüllende Walterli, den ganzen Leib verschmiert mit brauner Stinkfarbe, die Schuhe standen in einem Stinkseelein daneben — Was kann da ein Vater tun? Lüften vielleicht und dann ganz zahm dem Meitschi rufen, daß es komme und helfe. Nicht lange darnach standen Dorli und der Vater lachend bei dem weinenden Bub.

Der Vater blieb trotz dem Gestank in der Küche. Er schaute zu, wie Dorli rasch und sicher das Richtige tat. Er wollte eigentlich heute mit seinem Meitschi schimpfen. Aber diese Situation war für ein ernstes Gespräch zu komisch. Deshalb sagte er nur: „Du, hör einmal, heute ist wieder einer von unseren Soldaten auf Urlaub heimgekommen. Der hat mir da auf dem Bauplatz einen Gruß ausgerichtet für Dich, von dem Maurer Friedl. Du bekommst doch verdächtig viele Grüße aus dem Militär.“ Dorli sprang hinaus, holte für Walterli Kleider und tat ganz kolossal beschäftigt. Vater fing wieder davon an: „Da letzte Woche war auch so einer da mit

Grüßen, waren die auch von dem Friedl?“ Dorli schaute auf, runzelte nachdenklich die Stirne: „Maurer Friedl? Maurer Friedl?“ Glücklicherweise schellte das Telefon. Er sagte im Hinausgehen, „wir reden dann nachher noch davon!“

Von einer angenehmen Schuld.

Es wurde Winter und kalt. Der zweite Kriegswinter. Die Mädchen strickten für die Soldaten. Die alten Leute froren am schlecht geheizten Ofen. Mit Bangen und voll Sehnsucht wartete man auf die ersten wärmenden Sonnenstrahlen. Aber auch diese kamen einmal.

Und mit ihnen kam der Friedl aus dem Militärdienst heim. Für Dorli war das kein großes Ereignis. Es hatte nach den kritischen Auseinandersetzungen im Sommer und Herbst wieder in seiner netten Art allerhand Freiheiten zuhause verdient. Hatte sich mit derselben netten Art da und dort einen stillen Verehrer anezogen. Ihm war wohl. Es war sozusagen wieder im Schuß.

Aber der Friedl erwartete von seiner Heimkehr ein Ereignis. Er hatte viel nachgedacht. Hatte sich ordentlich Mühe gegeben das Dorli aus seinem Kopf zu vertreiben. Es war ihm schlecht gelungen. Auf seinem Heimweg in den Hubel hinauf schaute er scharf zu dem Haus hinüber, ob er Dorli im Küchenfenster erblicke. Abend für Abend lugte er nach ihm aus. Einmal konnte er es so einrichten, daß er mit ihm heimgehen konnte. Im März sind die Tage noch kurz. Sie gingen langsam. Sie plauderten umständlich von gleichgültigen Dingen. Dorli spürte irgendwie, daß er etwas besonderes vorhatte, und nahm sich zusammen.

Er durfte nicht noch mehr Zeit verlieren. Bald würden sie zu den ersten Häusern des Dorfes kommen. Friedl blieb stehen und sagte ganz feierlich: „Dorli, Du bist mir immer noch etwas schuldig.“ „Schuldig? Ich Dir schuldig?“ „Ja, Du hast mir nicht einmal gedankt damals, daß ich Dir geholfen habe vor den Soldaten im letzten Sommer, und daß ich keinem einzigen Menschen etwas davon gesagt habe. Meinst Du bist mir dafür nicht etwas schuldig?“ Dorli wollte nicht

direkt widersprechen: „Ja, aber das ist schon lange her, hast nie etwas gesagt davon. Meinst, ist das nicht verjährt?“ Er aber blieb ernst: „Weißt Du könntest mir dafür eine Freude machen, dann sind wir quitt.“ Dorli schwieg und wollte weitergehen. Er hielt es zurück: „Willst mir eine Freude machen? Es ist nichts Schwieriges. Es wird Dir leicht fallen. Es ist nicht unangenehm für Dich. Versprichst mir das?“ „Was denn?“ Und er zäh: „Ja, ich will zuerst

legte seinen Arm um Dorlis Schultern, drückte ganz langsam und vorsichtig das geneigte Köpfchen zurück und küßte die roten, jungen Lippen mit Inbrunst und Andacht. Wohl niemand hätte dem Friedl eine solche Blut zugetraut.

Im Ranft.

Ein Verwandter des Baumeisters wollte seine Scheune in St. Niklausen umbauen. Sie besprachen und besichtigten den ganzen



Tells Sprung

nach einem Gemälde von Heinrich Füßli Zürich

wissen ja oder nein.“ Dorli wich aus, versuchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und schaute doch so feurig zu ihm auf, daß er mit trockener Stimme und geschlossenen Zähnen weiter sprach. „Ach Dorli, sei doch lieb, sag ja.“ „Also gut, ich sage ja, dann sind wir aber quitt und Du sagst nie einem Menschen ein Wort davon.“ „Also Hand darauf.“ „Und was jetzt?“ Ganz nahe kam er zu ihm hin: „Sollst mir einen einzigen, aber lieben und herzigen Kuß geben.“ „Aber Friedl!“ Und so kam es, daß beide ihr Versprechen hielten. Der Friedl

Plan. Handlanger seien vorhanden, aber er brauche einen tüchtigen Maurer. Der Baumeister dachte dabei sogleich an seinen Götti und schickte ihn für diese Arbeit nach Obwalden.

Friedl freute sich, bei einem großen Umbau den Polier zu spielen, mit vielen Arbeitern zusammen nach seiner Einteilung zu werken. Die Ausführung dauerte mehrere Wochen. Er benutzte die Gelegenheit, nach Feierabend und am Sonntag in der Nähe herum zu streifen und die Gegend kennen zu lernen. So kam er auch in den Ranft.

Besonderes Interesse hatte Friedl für die Bauart früherer Zeiten. Die beiden Kapellen, das alte Sigristenhaus und die Zelle des Bruder Klaus verglich und betrachtete er mit fachmännischem Blick. Er war zufällig ganz allein in der Zelle, konnte sich Zeit lassen und seine Gedanken kommen und ziehen lassen: „Wie das einfach ist. Wie der Bruder Klaus armselig gewohnt hat.“ Da kam ihm in den Sinn, daß er da ruhig im Häuschen des größten Schweizers stehe; daß jedermann ohne Aufsicht, ohne Eintritt zu bezahlen in diesem Häuschen aus- und eingehen könne. „Schön ist das“, dachte er, „das sollte man eigentlich mehr benützen und schätzen.“ Er setzte sich auf die Bank, schaute den Falken nach und dachte an den Bruder Klaus und sein Leben. Er spürte, wie hier eine eigene Kraft auf ihn einströmte und ihn in Gewalt nahm.

Eigentlich wußte Friedl nicht sehr viel vom Bruder Klaus, und doch ahnte er, daß man heute noch mit diesem heiligen Manne gut reden könnte. Der hat gar viel gewußt von der Armut und den Nöten im Leben, hat viel Pracht und viel Elend gesehen. So kam der Friedl ins Reden mit dem Bruder Klaus. Ging dann zur Melchaa hinunter, saß auf einen Stein, hörte dem Rauschen des Baches und dem Zwitschern der Vögel zu und erzählte ihm weiter von sich und dem was schwer und hart war in seinem Leben. Ein junger Priester kam aus der untern Kapelle, schritt dann auf dem ebenen Mattli hin und her, das Brevier betend.

So mochte wohl der Bruder Klaus auch in Gedanken und Gebet versunken gewandelt sein, im Gespräch mit Gott. Ringsum die Felsen und stozigen Wälder, nur ein schmaler Streifen Himmels über sich und dazu das Rauschen des Wassers. Friedl konnte von seinem Platz und seinen Gedanken nicht loskommen: „Hier, mehr als zwanzig Jahre lang.“

Der Priester nahm sein Brevier unter den Arm und schritt betend weiter, kam dann später ganz nahe am Bach vorbei und redete den Friedl an: „Was denkst Du so ernst?“ „Wenn Ihr es wissen wollt, an den Bruder Klaus denke ich, und ob es ihm nicht langweilig geworden sei, zwanzig Jahre hier

unten allein.“ Der geistliche Herr lehnte mit dem Rücken an einen Baum und sprach: „Wenn einer mit Gott reden kann, so wie Bruder Klaus, ihn spürt, ihn versteht und mit ihm spricht jede Stunde, dann ist jede Langweile weit weg verbannt. Vom Bruder Klaus kann man viel lernen, jeder kann viel von ihm lernen. Wir Schweizer sollten viel mehr wissen von ihm und seinen Worten nachleben. Was bist Du?“ „Maurer“, sagte Friedl. Da setzte sich der Priester nahe zu ihm hin und erzählte, wie Bruder Klaus die Steine betrachtet habe, wie er in diesen Gottes Schöpfung studiert und erkannt. Friedl hörte gespannt zu. So hatte er noch nie von Steinen reden gehört, von den Steinen, mit denen er jeden Tag sein Tagewerk verrichtete. Wie ein Wunder kam ihm diese Rede und Lehre vor. Mit ganz anderen Augen sah er jetzt seinen Beruf und auch sein Leben vor sich. Er kam ins Fragen und dann erzählte er von seinem Handwerk und wie er Maurer geworden: „Mein Vater ist schon Maurer gewesen. Ein tüchtiger Mann, aber unglücklich und durch ein Unglück früh gestorben. Er arbeitete auch beim gleichen Meister wie ich jetzt, bei meinem Götti. Meine Mutter habe ich nie gekannt. So nahm mich der Götti nach des Vaters Unfall zu sich. Dort bin ich aufgewachsen. Er war gut mit mir, hat mich auch in die Sekundarschule geschickt, hat mich in die Lehre genommen und dann in der Fremde gut ausbilden lassen. Ich kann mich nicht beklagen, habe viel Gutes erfahren und viel gelernt und gesehen, aber so hat noch niemand über meinen Beruf zu mir gesprochen wie Ihr.“ Was war denn eigentlich geschehen? War er in einer anderen Welt? Einem fremden, einem geistlichen Herrn erzählte der Friedl sein Leben und seine geheimen Gedanken. Und dieser sprach wie ein Freund zu ihm: „Danke Gott, daß Du so gut bestellt, ein Leben vor Dir hast. Du wirst wohl bald einmal heiraten. Bete viel, damit Du eine brave und gute Frau bekommst. Davon hängt zum guten Teil das Glück Deines Lebens und das Deiner Kinder ab. Und wenn ich Dir noch ein Wort des Bruder Klaus mitgeben will: ‚Hüte Dich vor Eigennutz.‘ Wenn Du für Deine Mit-

menschen schafft und sorgt, dann kommt der Segen Gottes für Dich ungerufen.“

Lange nachdem der Priester weggegangen, saß der Friedl noch am Bach im Raust, und in seine wogenden Gefühle und Gedanken verwob sich das Singen des plätschernden Wassers und das Summen und Säusen des Windes im Wald.

Dorli im Loch.

Der Götli war mit der ausgeführten Arbeit in St. Niklausen zufrieden. Nun war Friedl wieder daheim. Wieder fuhr er jeden Abend die gleiche Straße. Wieder war er viel im Dorf und unter den Leuten, und da hörte er mancherlei erzählen. Aber nicht gar viel Rühmlisches vernahm er vom Dorli. Immer der gleiche Leichtsin. Da und dort stand es an einer Ecke, bei einem jungen Burschen einmal, dann wieder bei Soldaten. Das wäre ja nicht so schlimm gewesen. — Aber er sah selbst, wie es den andern auch die selben wilden und feurigen Augen machte wie ihm; mit dem selben reizenden Nicken und Necken tändelte. Ihm wich es immer aus.

Die Gelegenheit kam, da er Dorli auf der einsamen Straße stellen konnte. Er machte nicht lange Umschweife: „Du, man redet viel dummes Zeug von Dir. Es soll Dir scheint's an jedem Finger einer zappeln.“ Dorli wurde rot, warf sein Köpfschen fest zurück und sagte schnippisch: „Was die Leute sagen, ist mir wurst.“ „Aber mir ist es nicht wurst, verstehst, und wenn Du es bis jetzt nicht gewußt hast, dann weißt es jetzt und für immer. Tschau.“ Mit einem zünftigen Schwung sprang er auf sein Velo und

war schon davon. Das Mädchen blieb mit offenem Mund zurück, kniff langsam und nachdenklich die Augen zu und schaute durch den schmalen Spalt seiner Lider dem Verschwindenden nach.

Aber auch diese Art Predigt schien dem Dorli keinen großen Eindruck zu machen. Im nahen, großen Kantonement waren seit zwei Wochen neue Soldaten eingezogen. Unter diesen befand sich auch ein herziger Kerl, den Dorli schon recht gut kannte. Er war so feingliederig und zart. Seine Kameraden nannten ihn „Bubi“. Nun war Bubi krank. Mußte im Krankenzimmer liegen, hatte Zeit, um zarte Brieflein zu schreiben, darinnen genau bezeichnet war, hinter welchem Fenster, hinter welcher Türe er saß und leide.

Dorlis gutes Herz litt fürchterliche Qualen. Hier mußte doch unbedingt etwas geschehen. Man konnte doch den armen Bubi nicht einfach den rohen Männern, den gefühllosen Sanitätsoldaten überlassen.

Das Bataillon zog aus mit klingendem Spiel. Das Kantonement schien wie ausgestorben. Die Wache schlenderte langweilig vor dem Portal hin und her. Dorli mit seinem Körbchen beobachtete aufmerksam, wie viele Schritte der Wachtsoldat nach rechts und links machte. Und flugs, während dieser sich langsam drehte, sprang es ins Portal hinein, hinauf in den großen Korridor und stand schon vor der Türe mit den großen Buchstaben K. 3. Leise öffnete es und guckte hinein. Gott sei Dank, Bubi war allein.

Die Begrüßung und der Jubel war beidseitig begeistert. Bubi war so gerührt und wurde immer gerührter, da Dorli aus dem



„Hüte Dich vor Eigenmut“

Körbchen Cigaretten und Wein auspackte. Aber das Glück konnte nicht lange dauern. Der Sanitätswachtmeister kam und verwandelte die Seligkeit in bittere Pein: „Fräulein, sind Sie verrückt! Und dazu noch Alkohol!“ Seine Entrüstung kannte keine Grenzen. Er hörte nicht auf Dorlis sprudelnde Erklärungen, schaute nicht in seine blinkenden Augen, hatte kein Erbarmen mit den erhobenen Händen. Dem kranken Bubi schrie er ins Gesicht: „Maul halten, mit Dir red ich nachher.“ Er faßte Dorli roh am Arm, schleppte es hinaus, schupfte es in ein enges, kahles Zimmer und schloß hinter ihm mit Fluchen und Getöse.

„Oh Himmel und alle Heiligen! Jetzt bin ich im Loch!“ Der Schrecken fuhr wie ein Blitzschlag in Dorlis Leib und in alle seine Knochen: „Und die daheim, und das Mittagessen und die Kinder und die Schande!“ Es wollte aus dem Fenster springen, es rüttelte an Schloß und Türe, wollte an den Wänden aufsteigen. Tränen rannen über seine runden roten Backen. All dies half nichts. Die Türe blieb verschlossen. Die Sonne kam ins Zimmer, zeichnete das Fensterkreuz an die Wand. Langsam glitt das auf den Boden und schlich weiter zur andern Wand. Dorlis Augen waren rot vom Weinen und geschwollen, und das Herz tat ihm so furchtbar weh.

Kurz bevor das Bataillon mit klingen-dem Spiel zurückkehrte, kam der Sanitätswachtmeister ins Zimmer, deutete ihm mitzukommen, begleitete es hinaus, an der Wache vorbei und ließ es gehen. Dorli schlich geduckt davon: „Was war nun das? War es jetzt tatsächlich frei? Der Sanitätswachtmeister hatte sich einen Spaß erlaubt, aber für Dorli war es bitterer Ernst. Diese Art Predigt schien ihm bedeutend mehr Eindruck zu machen.

„Firstwein.“

Friedl war nie mehr mit Dorli zusammen gekommen. Ueberhaupt hatte er in letzter Zeit kaum eine freie Minute. Der große Neubau sollte in der Hälfte Zeit fertig sein. Im Garten des Hubel Kaberi mußte gepflanzt werden bis in die Nacht hinein. Und

am Morgen in aller Herrgottsfrühe war er doch wieder an der Arbeit.

Mitten in diese strengen Tage hinein fiel ein frohes Fest. Im eben eingedeckten Neubau wurde für alle Arbeiter an langen Tischen ein Nachtessen serviert, der Bauherr spendierte „Firstwein“. Er war selber mit dabei, hielt eine feierliche Rede, lobte die Handwerker und ihre tüchtige Arbeit, sprach davon, daß Gottes Segen mitgeholfen habe zusammen mit der guten Gesinnung und treuen Pflichterfüllung der Werkleute, sodaß bei dem großen Unternehmen kein Unfall geschehen sei. So wolle er dem lieben Gott und den hier anwesenden braven Handwerksleuten seinen Dank aus vollem Herzen zum Ausdruck bringen. Auch dicke Cigarren und ein Trinkgeld teilte er aus. Schwarzer Kaffee, Wein und Bier wurde aufgestellt. Trotz Krieg und Rationierung kam der gute alte Brauch zu seinem vollen Recht. Dorlis Vater hatte die Zimmerarbeiten ausgeführt. Deshalb half Dorli heute beim Servieren.

Die Köpfe wurden rot und glühend von dem starken Wein. Das Lob saß wohl in den Herzen und half zum übermütigen Reden. Alle Dummheiten und Ungeschicklichkeiten während der Bauzeit wurden mit viel Spaß und wenig Schonung vorgehalten. Schon flog hie und da ein kräftiger Faustschlag auf den Tisch, so daß die Teller hüpfen und die Löffel in den Kaffeegläsern klatterten. Auch wagte gelegentlich ein Junger oder gar ein Alter einen kühnen Griff, wenn sich das Mädchen zum Einschenken über sein Glas beugte.

So gab's am oberen Tischende Streit. Dorli wehrte sich und schlug dem Kasp auf die Hände. Dieser wurde frech: „Mußt nicht so tun Dorli, haben andere schon vor mir Deine Arme gestreichelt, haben weniger saubere Hände gehabt als ich.“ Und Dorli: „Hast zu Deinen frechen Händen auch noch ein freches Maul.“ Die Worte flogen hin und her, schnippisch, zornig, giftig, derb. Andere halfen mit. Manch einer benutzte die Gelegenheit dem hübschen Mädchen einen deutlichen Stupf zu geben. Dorli fiel es schwer, gegen so viele sich gut zu verteidigen. Trotz seinen flinken, und trägen Antworten kam es schlecht weg. Friedl hatte bis jetzt zugehört. Aber nun

war es ihm zu viel: „Schämt Euch, so viel starke Männer gegen ein einziges schwaches Kind.“ „Kind hab ich noch gehört,“ rief ein Junger. Und ein anderer: „Dä so ein Kind, das geht aber statt zum Pfarrer, zu den Df-fizieren in die Christenlehre.“ Friedl mußte sich mit aller Gewalt zusammennehmen. Er suchte von dem Thema abzulenken. Das half nicht viel. Wie ein Wespen-schwarm stürzten sich nun die zwei-deutigen Worte auf ihn. Friedl verteidigte das Dorli. — „Gib Dir keine Mühe Friedl,“ sagte der junge Dachdecker, und stellte breit-spurig die Ell-bogen auf den Tisch: „Ich wette mit jedem einen Fünfliber ich kann heute noch vom Dorli einen Kuß haben, und wer mit mir wettet kann zu-schauen.“ — Er merkte nicht, daß Dorli ganz nahe hinter ihm zu-hörte. Blitzschnell sprang es herbei und feuerte ihm eine zünftige Maulschelle auf den Schnauz: „Da hast anfangs eine An-zahlung!“

Ein Gelächter, daß der ganze Neubau er-dröhnte, war die Antwort, war aber auch der Auftakt zu neuen Angriffen: Das Wort „Militärarrest“ flog über die Köpfe hin. Friedl, der von dieser Geschichte keine Ah-nung hatte, wurde zornig. Das war ihm nun zu viel. Wie ein Uli Rotach tritt er für Dorlis Ehre. Der Bauherr konnte nur mit

größter Mühe eine blutige Schlägerei verhin-dern.

Dorli stand abseits. Aus seinen Augen rannen Tränen und schossen Blicke wie Blitze zum Friedl hin. Jetzt konnte es den Friedl nicht mehr verstehen.



Schwyz- und Wallisertracht

Wie der Friedl Edelweiß sucht und Wasser findet.

Der Frühling entfaltete seine ganze Pracht. — Die Sonne ver-scheuchte die Sor-gen um Holz und Kohlen. Das Heu wurde in großen Fudern trocken unter Dach ge-bracht. Der Som-mer kam ins Land strahlend, üppig und sehr heiß. Wie Back-ofenglut lag die Luft zwischen den Häusern. Kein Regen fiel lan-ge Zeit.

Ueber den Dä-chern sah man die Berge leuch-ten in der glasi-gen Luft. Friedl ging jeden Sonn-tag hinauf, bis an die Gletscher, hinauf in die

wilden Steinhalden und Felsen. Sein Vater war schon ein Freund der Berge gewesen, war in den Bergen unglücklich umgekommen. Es hätte doch für Friedl eine Warnung sein sollen. Er konnte wohl nicht gut anders. Und von den hohen Zinnen und gefährlichen Wegen brachte er seltene Alpenblumen und legte sie dem Va-ter, als Gruß von dort oben auf das Grab.

In der Stöckli-Alp hört er das Vieh brüllen, sieht er wie die Aelpler am Sonn-

tag mit großen Fässern fuhrwerken. Es ist sonst nicht Mode hier in den Bergen mehr als das Nötigste am Sonntag zu arbeiten. Friedl will wissen, was da geschehen ist und vernimmt, daß die Fässer mit dem Wasservorrat leer sind. Nun muß das Wasser weit unten her geholt, ein Stückweit sogar den schwierigen Weg hinauf in Branten getragen werden. Weit herum ist keine Quelle und kein Bach. Das ist mühselige Arbeit. Darum fuhrwerkelt man am Sonntag, darum brüllt das Vieh.

In den Alpen ohne Wasser, sind die Dächer der Hütten und Ställe so gebaut, daß das Regenwasser in große, mächtige Tonnen fließt. Im Frühling hat man hier diese Reservoirs halb leer gefunden. Ein Racheakt vielleicht, niemand wollte Genaueres davon wissen. Nun blieb seit Wochen jeder Regen aus. Das war große Not. Für so viel Vieh genug Wasser zu tragen, den schmalen Felsenweg hinauf, und dann über die hügeligen Alpweiden bis zu den Hütten zu führen, das heißt früh auf und wenig schlafen, trotz den schmerzenden Gliedern und den müden Knochen. Und so auf Regen zu warten, der wochenlang nicht kommt!

Friedl ging hinüber und dann gegen den Grat hinauf, dann stieg er in die Felsen ein, welche der Morgensonne zu lagen. Er wollte schauen ob die Edelweiß bald kommen. Er war weit von der Stöckli-Alp weg, auf der andern Seite der Felswand, aber das Brüllen des Viehs meinte er bis hieher zu vernehmen. Er konnte den traurigen Eindruck auf der wasserlosen Alp nicht verwischen und verlieren. Mager waren die Aelpler und die Kühe.

Er stieg ab, ging unten dem Felsen nach weiter und kam zu einem munteren Wässerlein, das im Spalten der steilen Fluh schäumend herniedersprang. Er trank davon. Frisches, gutes Quellwasser. Dann schaute er hinauf, weit oben wohl hundertfünfzig Meter über ihm wurde der Spalt breiter und lief bis hinauf zu den Zinnen und Zacken. Er kannte die Kinderalp dort oben. Wo kam nur das Wässerlein her?

Friedl vergaß die Blumen, achtete nicht mehr auf die herrliche Aussicht. Er lief dem kleinen Bächlein nach, das nicht weit unten

wieder zwischen den Steinen und Felsblöcken verschwand. Dort setzte er sich hin, starrte in die Felswand hinauf, packte dann seinen Rucksack aus, aß von seinem Proviand, aß und sann: „Wo kommt das Wasser her? Jetzt ist doch schon viele Wochen trocken und da wäre Wasser genug für eine viel größere Alp, verschwindet wieder und versinkt im Boden, nützt nichts und wäre dort drüben so unbezahlbar viel wert.“

Nicht lange gönnte sich der Friedl Ruhe und Raft. Er stieg dem Wässerlein nach so weit er mit seinem zähen Willen und seiner Kraft und Gewandtheit klettern konnte. Bis zur Quelle kam er nicht. Dann kehrte er um und erkundigte sich in den weiter unten liegenden Alpen über dieses Bächlein. Was man alles davon wisse, ob es in ganz trockenen Zeiten und immer das ganze Jahr fließe. Spät in der Nacht erst ging er bergab. Lange nach Mitternacht kam er heim. Und trotzdem, trotz seiner Müdigkeit fand er keinen Schlaf, denn er rechnete und studierte bis zum Morgen.

Beim Götli in der guten Stube.

Noch zweimal kletterte Friedl einen ganzen Tag in diesen Felsen herum. Er wollte nicht mit unreifen Plänen kommen. Er verglich seine geschätzten und mit Schritten abgezählten Maße mit genauen Landkarten. Er prüfte mit Meißel und Hammer den Felsen. Er turnte an einem langen Seil über dem schwindelnden Abgrund bis er die Stelle erreicht hatte, wo die Wasser aus dem Felsen-spalt ans Tageslicht sprudelte.

Im Garten des Hubel-Kaveri war Friedl nie mehr zu sehen. Am Abend sprach er mit Schlosser und Schmied, fragte nach Preisen von Eisen und Röhren. In der Nacht zeichnete er Pläne und berechnete Gefälle. Er war von seiner Idee wie besessen.

Und eines Abends fragte er den Götli ob er nach dem Nachteffen lange und allein mit ihm sprechen könnte. So kam es, daß der Friedl mit Plänen, Karten und vielen Blättern voll Berechnungen auf des Baumeisters Haus zu schritt, etwas zaghaft zwar, aber hochaufgerichtet und mit stolzer Miene, wie ein Architekt.

Der Götli empfing ihn in der guten Stube. Da hinein hatte er früher nur ganz selten gehen dürfen. An Weihnachten stand darin der Christbaum. Und wenn auswärtiger Besuch angekommen, durfte er wohl dort hinein um unbekanntem Leuten guten Tag zu sagen und unbekannte Hände zu schütteln. Friedl war es ganz feierlich zu Mute und viele Erinnerungen aus seiner Kinderzeit stürmten auf ihn ein.

Der Baumeister lud ihn zum Sitzen ein, am großen Tisch mit dem samtweichen, dunkelroten Tuch, auf einem gepolsterten Stuhl, grad neben ihm und sagte: „So Götli, was hast so Wichtiges, daß Du im Sonntagsgewand daherkommst?“ — Friedl wollte sogleich antworten und erklären. — Aber was war jetzt plötzlich mit ihm los. So eng war ihm im Hals und eine weinerliche Rührung wollte in ihm aufsteigen.

Er hatte sich doch so lange auf den Augenblick gefreut. Endlich sagte er: „Ich habe eine Idee.“ Der Götli lachte: „Ja das sehe ich Dir an, daß Du eine Idee hast. Das ist gut. Die Idee ist immer das Wichtigste. Aber was für eine? Pack aus. Erzähle. Zeig her. Du hast da allerhand mitgebracht.“ So begann Friedl zu erzählen. Von der Wassernot auf der Stöckli-Alp. Von seinem Bergsteigen. Vom kleinen Bächlein im Spalt, hoch oben an der Fluh, weit weg ganz auf der andern Seite; aber doch so weit über dem

Grat, daß man es den Felsen nach und dann dort hinüberleiten könnte. Es hätte genügend Gefälle. Die ganze Leitung bis zu oberst in die Alp, wäre vielleicht gut ein Kilometer, etwas mehr. Das Schwierigste sei dem Felsen nach. Die Fluh sei dort gesund und hart, lotrecht über zweihundert Meter hoch, und die Leitung müßte in der oberen Hälfte durchgehen. Dann breitete er seine Zeichnungen

aus. Der Tisch war bald einmal mit Papieren überdeckt. Beide beugten die Köpfe darüber und vergaßen so die Zeit.

„Ich habe noch mit keinem Menschen davon gesprochen,“ sagte der Friedl, „ich wollte Euch zuerst fragen.“ „Ich bin schon ein älterer Mann,“ meinte der Baumeister, „bin schon viele Jahre nicht mehr dort oben gewesen und nicht mehr so recht zum Klettern eingerichtet.“ „Ja Ihr müßt ja nur die Bauleitung übernehmen und alle Anweisungen geben.“ „Du hast

gut reden, mit Deinen jungen Gliedern, da muß man dabei sein. Hast Du etwas dagegen, wenn ich mit meinem Sohn darüber rede.“

Friedl ging heim, spät in der Nacht. Die Pläne ließ er dort. Er war glücklich und stolz. Der Götli hatte sein Projekt gut gefunden. Er hatte mit ihm gesprochen wie mit seinesgleichen und hatte ihn sogar noch gefragt, ob er mit seinem Sohn darüber reden dürfe.

Alle drei zusammen brüteten wieder einmal bis in die Nacht. Der Junge war weniger begeistert von der Sache. Er kenne die



Das prächtige alte Gasthaus auf der Insel Schwanau im Lowerzer-See

Alp und die Fluh kenne auch die Aelpler dort oben. Den Hals und alle Knochen könne man sich dort brechen und den Schädel einschlagen, wenn nicht an der Fluh, dann an den Aelplern. Er wolle nichts mit einem so gefährlichen Plan und Unternehmen zu tun haben. Und die Verantwortung, wenn ein Unglück passiert: „Stell Dir einmal vor Friedl, wenn Du dort abstürzest, das drückt dem Vater das Herz ab.“

Der Götti ließ seinen Peter reden, schaute zu, saß im Lehnstuhl und dachte lange nach. Friedl sah sein Projekt, die Frucht all seiner Arbeit dahinschwinden, wie eine Berglandschaft im Nebel versinkt. Er blieb lange und sehr traurig still. Jetzt mußte er wohl Abschied nehmen und gehen. Der Vater erwachte langsam aus seinem Grübeln und sagte: „Was meinst Friedl, wenn Du das auf eigene Rechnung und Gefahr machst. Ich will Dir dabei helfen, kannst etwas Notwendiges, auch Werkzeug von mir haben. Peter, Du wirst wohl nichts dagegen haben, denk ich.“

Von waghalsigen Plänen und vorsichtigen Aelplern.

Der Sommer blieb heiß und trocken. Tagelang standen die Wolken am Himmel ohne den wohlthätigen Regen zu spenden. Und wenn ein Gewitter durch die Gegend zog und anderorts Hagel und Schlossen fielen, auf der Stöckli-Alp war es bald vorüber, kaum daß die Dächer der Hütten recht naß geworden waren. Der Regen kam nicht. Tag für Tag mußten die Aelpler Wasser tragen und führen. Aber der Friedl kam zu ihnen mit seiner Idee. Er glaubte dort mit offenen Armen, mit hellauflorender Begeisterung empfangen zu werden. Die Aelpler hörten ihm zu, schüttelten die Köpfe, lutschten bedächtig an ihren Pfeifen und ließen ihn stehen. Man hatte jetzt nicht Zeit, sich mit solchen Phantasiegebilden abzugeben. Das Vieh brüllte nach Wasser.

Und doch brachte der Friedl aus sechs Hütten vier Mannen auf die Beine, die hinter ihm nach über den Grat unter den hohen Felsen hinüber kamen und dort hinaufstarrten. Sie redeten nicht viel. Auf dem Heimweg sagte einer zum andern, just so laut, daß es der Friedl hören konnte: „Schon

vor uns haben berggewohnte Aelpler und gescheidte Bauern an dem Wassermangel hier auf der Stöckli-Alp herumstudiert, klügere Leute als wir selber sind und als meistens im Dorf unten umeinanderlaufen. Aber einen so verrückten kostspieligen Vorschlag hätte doch noch keiner gewagt zum Maul hinaus zu lassen.“ „Ja aber das Wasser in dem Bächlein ist gut,“ sagte Friedl, „Ihr habt's doch probiert.“ „Ja das schon.“ „Und wenns dann in Gurer Alp zur Röhre herausrinnt, dann ist es dann auch gut, oder nicht.“ „Ja, das schon, aber es wird nie dort herausrinnen, denn erstens ist die Leitung zu teuer und zweitens ist das Gott versucht, wenn einer da an die Fluh hinaus muß.“

So ungefähr kamen die Meinungen aus den mageren Köpfen. Nur einer von den Vierem, der Ratsherr sprach nicht darüber. Dafür aber ging er dann am Abend mit dem Friedl zu Tal. Während sie den schmalen Weg bergab hintereinander her gingen meinte der Ratsherr: „Die Idee wäre gut, wenn sie möglich wäre. Habe nie gedacht, daß von einem solchen Bergtraxler eine solche Idee kommen könnte. So und Du willst selber da in die Fluhwand hinaus. Ist Dir das Leben verleidet. Weißt Friedl, wenn das zustande kommen soll, dann muß man damit sofort anfangen, jetzt, da ihnen das Wassertragen noch in allen Knochen schmerzt. Wenn wieder einmal Wasser da ist, dann haben sie kein Geld und kein Gedächtnis mehr. Ich will mit den Alpbesitzern schon reden. Eine außerordentliche Alpgemeinde muß einberufen werden. Bund und Kanton müssen mit Subventionen helfen. Aber es braucht einen genauen Kostenvoranschlag. Weißt was das kostet, Bub!“

Dort wo der Weg auseinander ging, blieben sie noch stehen. Der Ratsherr und der Friedl waren einig. Friedl versprach bis zur verabredeten Alpgemeinde genaue Pläne und Kostenberechnungen zu bringen. Der Ratsherr wollte mit den Bauern und der Regierung reden und alles Nötige tun, daß der Entscheid sofort fallen müsse.

Gründe für diese Eile waren genug vorhanden: Niemand kann im Winter auf den Felsen hinaus. Alles Material wird nur teurer. Ob im nächsten Jahr noch Subventio-

nen zu haben sind, weiß bei den heutigen Zeiten kein Mensch.

Die Alpgemeinde.

Am andern Sonntag kamen die Alpbesitzer und die daran interessierten Bauern auf Alp-Stöckli zusammen. Friedl stieg mit seinen Plänen im Rucksack und mit überzeugenden Worten im Kopf hinauf. Die Nebelstrichen den Tannenspitzen nach. Die Sonne wollte nicht recht durchbrechen. Drückend war die Augusthitze die ganze Nacht auf ihm gelegen. In den mühsamen Stunden des Aufstieges kam der Verleider zu ihm: „Warum renne ich wie ein Verrückter diesen hochigen Alplern nach. Die sollen doch ihr Wasser selber tragen. — Was habe ich schon davon. Im besten Fall kein großer Lohn, aber mein Leben kann ich riskieren dabei. Wer hat den Vorteil, wenns gelingt?“ — Weiter oben, wo die Luft leichter und lauterer war und die Glocken der Kühe himmelten, machte er einen Halt. Seine Blicke

glitten über die weite Alp und er dachte wieder anders: „Bist ein junger Schnaufer und hast's in der Hand der ganzen Alp zu helfen über manche Generation hinaus. Das Wasser rinnt noch und hilft wenn du schon lang unterm Boden bist. Und sonst machts keiner. Nicht lugg lassen, zäh bleiben Friedl.“ Und ganz heimlich kam auch aus dem tiefsten Herzen der Spruch wieder in sein Bewußtsein, den er im Ranft gehört: „Hüte dich vor Eigennutz; wenn du für deine Mitmenschen schaffst und sorgst, dann kommt der Segen Gottes für dich ungerufen.“

In der niedern Strohütte saßen die Bauern um den Tisch eng beieinander. Ueber dem sprokelnden Feuer hing das Käsefäß. Der Rauch in dem die Gneisten tanzten vermischte sich mit dem Rauch der Pfeifen. Für den Friedl machte man an der unteren Tischecke Platz. Bedächtig mit langgezogenen Worten fing einer an: „Auf Verlangen einiger Mitälpler ist heute außerordentliche Alpgemeinde. Hat jemand etwas dagegen? Sonst wird das Protokoll verlesen.“ Darnach frug der

gleiche ob man wünsche an Ort und Stelle zu gehen oder hier in der Hütte zu tagen. Er schlage vor hier. Das Feuer knisterte, und im Stall nebenan bärzte eine Kuh.

Der Präsident erklärte die ganze Geschichte, die zu dieser Zusammenkunft geführt habe. Er wolle zu dem Projekt nicht Stellung nehmen, sondern die Meinungen erfahren. Die Männer saßen so mäuschenstill um den Tisch, als ginge sie das alles nichts an, als wollten sie im nächsten Augenblick einschlafen. Nur unter den buschigen

Augenbrauen hervor blickte dann und wann ein Auge, als wollte man den Freund aufmuntern oder des Gegners Kraft ermessen.

Friedl wollte zu reden anfangen. Aber der Ratsherr hielt ihn zurück. So sprach also zuerst ein Gegner seines Projektes. Das sehe ja ein Verrückter, geschweige denn ein Gesunder, daß diese Wasserleitung nie den Felsen nach von der Quelle bis zum Grat geführt werden könne. Einen Haufen Geld könne man daran verlieren, das sei aber auch alles. Für das Geld könne man das beste Wasser mit einem Pumpwerk vom Talboden



Die Alpler hörten ihm zu, schüttelten die Köpfe und ließen ihn stehen.

herauf haben. Ein anderer Gegner nahm das Maul ebenso voll. Wir haben keine Millionen um sie den Dorfbuben nachzujagen. Ein Alter meinte, ich wäre schon dafür Wasser da zu haben, es wäre bitter nötig, aber man sollte erst dann bezahlen müssen, wenns hier auf der Alp ist. Der Ratsherr lachte. Aber der andere fuhr fort: „Die Käsherrn bezahlen uns auch erst, wenn der Käse da ist, nicht schon dann, wenn wir auf die Alp ziehen.“

Nach und nach kam Feuer in die Worte und die Antworten fielen schnell auf einander. Der Ratsherr meinte man sollte doch jetzt dem Friedl zuhören, was er als genaue Kosten berechnet habe. Friedl verlas zuerst ein Gutachten, welches sein Götti geschrieben hatte. Dann sprach er darüber wie lange Zeit die ganze Arbeit in Anspruch nehmen würde. Dann legte er die verschiedenen Posten seiner Berechnung vor. Er wurde eifrig und sprach davon, wie die Alp dadurch einen Aufschwung nehmen und im Wert wachsen könne. Der Ratsherr bremste ihn ab und sprach von den zugesicherten Subventionen, und stellte den Antrag das Projekt auszuführen und dem Friedl den Auftrag zu übergeben.

Das war zuviel. Drei, vier sprachen gleichzeitig dagegen. Der Senn, der den Käse aus dem Reffi auszog und in den Reif spannte, lachte. Ein ganz Schlauer verlangte nun in dem Tumult das Wort: „So viel ich gemerkt habe, ist dem jungen Maurer da viel daran gelegen, ja schier mehr als uns. Laßt ihn doch machen. Gelingts, dann zahlen wir ihm alles, wie er es vorgelesen hat bis auf den letzten roten Rappen. Soviel ist uns das Wasser schon wert. Gelingts ihm nicht, dann kann er das Eisen wieder aus der Fluh holen und verkaufen. Er sagt ja selber, es steige jeden Tag im Preis.“ Friedl wollte zornig auffahren. Der Präsident verlangte Ruhe und sagte: „Der Vorschlag ist recht, wir wollen darüber abstimmen.“

Neue Zurufe, neue Vorschläge tauchten auf. Einer meinte, der Friedl sollte doch wenigstens die Kost haben von der Alp, wenn er schon für sie in die Fluh hinaus müsse.

So kam schließlich ein Beschluß zustande, der den Anfang der Arbeiten möglich mach-

te, ohne daß vorläufig von den Alpbesitzern ein größerer Betrag einbezahlt werden mußte.

Auf wackligen Brettern in schwindliger Höhe.

Die nächsten Tage vergingen mit Vorbereitungen im Tal. Es mußten nach Friedl's Zeichnungen Trageisen geschmiedet werden, welche dem Felsen nach eine Bretterbrücke und später die Wasserleitung tragen sollten. Dann kam Friedl mit Material, baute eine kleine Hütte für Werkzeug und eine Esse, dort wo der Grat an den Felsen anschließt.

Eigentlich hätte er ja auch auf diese Bauhütte seine Firma draufschreiben sollen, denn er war ja jetzt selbständiger Unternehmer und hätte eine Verbottafel aufstellen sollen: „Das Betreten des Bauplatzes ist untersagt.“ Aber dort in die Felsen hinaus, auf seinen Bauplatz hinaus, ging ihm keiner nach.

Die ersten paar Meter fand er im Felsen noch Ritzen und Sprünge auch kleine Grasbüschel. Weiter draußen nur mehr die nackte Fluh. Auf schwankendem Brett über schwindelnder Tiefe spitzte er mit seinem Meißel Löcher in den harten Stein, mauerte die Trageisen ein, belegte diese wieder mit neuen, schmalen Brettern, verband alles mit Schrauben, Hacken und Seilen. So wuchs ein gefährliches Felsenweglein langsam aber stetig.

Nach ungefähr fünfzig Metern kam er zu einem breiten Einriß, der mit Geröll und Schutt gefüllt, und fast so steil wie die Fluh aber ohne den sichern Halt war. Er hatte diese Schwierigkeit schon von Anfang an erkannt und sich eine eigene Konstruktion für einen freischwebenden Steg ausgedacht. Sein zäher Wille und seine waghalsige Geschicklichkeit überwand auch dieses böse Hindernis. Nun kam er in die große breite Fluh hinaus.

Weit über hundert Meter unter ihm wiegten sich die Dolden der obersten Tannen. Er nahm sich selten Zeit, dort hinunter zu schauen. Noch über zweihundert Meter lang mußte er mählich ansteigend um den Bauch des Felsens herum vordringen bis

zur Quelle. Da durfte er keine Zeit ungenützt lassen. Er stieg auch jeden frühen Morgen bei jeder Witterung, trotz dem warnenden Abraten der Aelpler, auf seine schwindlige Brücke hinaus.

Die letzten Tage hatte ein durchgehender ergiebiger Regen an den Felsen geklatscht. Eine wahre Sintflut wollte nun die überstandene Dürre weitmachen. Friedl ging trotzdem an seine Arbeit. Wenn er auch durchnäßt bis auf die Haut an der zügigen Wand draußen hämmern mußte. Er wollte vorwärts, denn in ein paar Wochen kamen die gefürchteten Oktoberstürme, dann mußte ein Felsenweg beidseitig verankert und gesichert sein.

Was war das heute für ein Donnern durch den Regen? Manchmal rumpelte es irgendwo im Berg. Friedl wurde unsicher, hielt inne und lauschte in den rauschenden Regen hinaus. Nichts als die Wucht des fallenden Regens und das feine Rieseln von tausend kleinen Wasserfädlein dem Felsen nach. Aber später wieder ein Grollen und Murren. Friedl schaute in die gähnende Tiefe, die grau verhängt war, legte seinen Kopf an die Fluh. Irgendwo kämpften urmächtige Gewalten. Sollte er dieser warnenden Stimme der Natur gehorchen? Mitten im Tag seine Arbeit abbrechen? Er fing wieder zu hämmern an, Schlag um Schlag. Ein Zittern kam in das Brett auf dem er stand, ein Rütteln dann und ein Schwanken. Von gewaltigen Schlägen wird sein Werk geschüttelt und dazu knurrt und murrert die Fluh. Friedl klammert sich an die eingemauerten Eisen hart am Fels. Der ganze Berg dröhnt. Im

Wald unten krachen die Bäume und poltern und ächzen Grund und Stein. Bretter splintern hinter ihm, Steine springen, ein Beben und Dröhnen tobt, als ritten die Felsen zu Tal. Noch ein Reißen und Ruken spürt Friedl an seinen Eisen, dann werden die Bretter still. Nur in der Luft und im Wald wüten und ächzen entfesselte Gewalten.

Zwischen Himmel und Erde gefangen.



Friedl klammerte sich an die eingemauerten Eisen.

Nebel hüllt ihn ein. Und mit ihm kommt ein Geruch von frischer Erde. — Der Regen rauscht, sonst wird es langsam still. Friedl prüft vorsichtig mit seinem Fuß die Sicherheit des Brettes unter ihm. Es hält. Vorsichtig tastend geht er seinen Weg zurück immer von einem Eisen zum andern greifend. Er kommt so bis zum großen Einriß in der Fluh. Dort hängt ein Brett frei in die Luft, in den Nebel hinaus. Der Steg ist zerrissen und verschwunden. Schutt und Geröll in dem breiten Felskamin sind fort. Ein tiefes schwar-

zes Loch gähnt an dessen Stelle. Drüben am andern Fels sieht Friedl Stücke seiner eingemauerten Eisen. Zwischen ihm und dort, wohl fünf große Sprünge breit, der schwarze Abgrund, das haltlose Nichts. Nebel, so dicht wie Schaafwolle steigt in der schwarzen Höhlung empor und hüllt Friedls zerstörtes Werk ein.

Er ist gefangen. Kein Weg führt ihn zurück zum Grat. Gefangen draußen in der Fluh auf seinem schwankenden Weg um den Felsen, der nun auf beiden Seiten in die Luft hinaus führt.

Friedl ist müde. Leib und Seele sind wie zerschlagen. Er setzt sich, läßt die Beine ins

Leere hangen, starrt in den Nebel hinab, sucht zwischen den fahrenden Felsen die Tannenspitzen. Der Regen wird dünner, rinnt und rinnt, wie die Zeit.

Wie lange sitzt er schon dort? Die Nebel werden dunkler. Es wird wohl bald Abend sein. Wind steigt auf. In seine nassen Kleider kommt die Kälte. Er rührt sich nicht. Ja, will er denn nichts zu seiner Rettung unternehmen, will er hier an der Fluh elend umkommen? Alles Denken hat ihn verlassen. Der Hunger zwingt ihn endlich sich zu besinnen. Er isst von seinem Proviant. Er schaut auf das Stücklein Brot und Käse. Wie manchen Tag kann man damit leben? Wie weit weg sind die nächsten Menschen?

Jetzt ruft er endlich. Zuerst nur kurz, wie um die Kraft der Stimme zu erproben. Dann lauter und weil nirgends her eine Antwort kommt, schreit er mit aller Kraft und immer wieder. Dohlen antworten mit Krächzen. Dann erinnert er sich, wie Aespler ihm erzählt haben, daß man sein Hämmern und Klopfen an der Felswand manchmal bis weit in eine entlegene Alp vernommen habe. Er dreht sich um, sucht nach Meißel und Hammer, schlägt das die Splitter fliegen und ruft dazwischen.

Lang sind die Nächte in Todesgefahr. Die Stunden da Friedl von allem Lebensmut verlassen untätig blieb, sind vorbei. Seine Gedanken jagen wild im Kopf. Wenn sie mich diese Nacht auf der Alp vermissen, dann werden sie kommen. Haben die wohl die Ribi gehört, da es doch ringsum getobt und gerutcht hat? Am besten geht es wohl von der Rinderalp aus mit einem Seil. Ich muß schlafen, ich muß stark sein. Ich muß hier lange aushalten. Er legte sich auf das schmale Brett und band sich mit einem Stück Seil daran fest.

Schwer ist das Erwachen, wenn man ins Unglück hinein die Augen öffnen muß. Friedl blinzelt in die frühe Helle eines blauen Himmels hinein. Er friert, die Glieder schmerzen, Hunger plagt ihn. Er denkt zurück wie alles geschehen, das tut noch mehr weh. Er denkt durch sein Leben zurück. Alles hat jetzt einen andern Sinn. Die lustigen Tage, die fröhlichen Mädchen, muntere Tänze und glänzende Geldstücke. Alles hat hier

oben keinen Wert. Friedl starrt in die Bläue hinauf und weiß, die Macht, die mich retten kann, wohnt dort über den Wolken, über den Sternen, über der Sonne. Er fängt mit Gott zu reden an, wohl sein bestes und kräftigstes Morgengebet und redet auch mit Bruder Klaus: „Auf Dein Wort hin bin ich in die Fluh gestiegen, jetzt bitt ich Dich, hilf mir Du weiter, ich allein kann keinen Schritt mehr tun.“

Nachdem er seinen Hilferuf dort hinauf geschickt hat, sendet er wieder viele hinaus in die Luft zu den Menschen. Aber er kann nicht mehr laut rufen, seine Stimme ist heiser. Er klopft wieder an die Wand. Ein Busfard fliegt über ihm in feierlichen Schritten ohne Flügelschlag. Die Sonne gewinnt an Kraft. Der Felsen wird warm. Durst quält ihn, nirgends ist Schatten. Drüben, weit drüben sprudelt und plaudert das Wasser der Quelle.

Zwischen seinen heiseren Rufen lauscht er in die Stille hinaus. Sein Ohr vernimmt ein Knacken unten im Wald, und noch einmal. Er schlägt mit dem Hammer an die Fluh und wartet wieder. Er hört eine Stimme eine Kinderstimme: „Friedl, lebst Du noch?“ Es ist Toni, der Geißbub.

Freudensprünge und Herzklopfen wegen einem Feldpostbrief.

Auf die Alpen, ins Tal, ja sogar ins Dorf ist die Nachricht gedrungen. Ueberall sprachen die Leute davon. „Den holt keiner.“ „Sie sind schon seit gestern an der Fluh oben.“ „Bergführer sind jetzt an der Arbeit, aber die Hoffnung ist nicht groß.“ Mit Fernrohr und Feldstecher stiegen die Männer in die Berge. Die Frauen vergaßen Suppe und Fleisch. Gerüchte über neue Unglücke kamen. Jäger zogen aus mit Fichel und Seil.

Dorli hatte sich in sein Kämmerlein eingeschlossen und weinte und jammerte.

Während man für den Friedl betete, über seine Waghalsigkeit schimpfte, ihm zerschlagene, gebrochene Glieder und den Tod prophezeite, holten ihn mutige Bergler aus der Fluh.

Er kam nicht zu Tal, nicht ins Dorf hinab. Er blieb oben und baute an einem neu-

en Steg, der noch vor dem richtigen Einwintern bis hinaus zur Quelle führte. Toni, der Geißbub, half ihm als Handlanger und war immer nahe bei ihm.

Auch das Militär hatte im Herbst für Friedls große Aufgabe Verständnis gezeigt. Er hatte Dispens bis seine Arbeit und seine Anwesenheit während der Arbeit des Schloßfers beendigt war. Nun aber mußte er ein schönes Stück Dienstzeit nachholen.

Einige Wochen nach Neujahr rückte dann auch seine Einheit wieder ein. So kam er von da ab mit seinen alten Kameraden zum Ablösungsdienst. Sobald er bei seinen Leuten war, gefiel es ihm wieder besser. Weil er so lange weltabgeschieden in den Bergen gelebt hatte, vernahm er von ihnen viel Interessantes. Da hörte er vor allem, wie die Leute im Tal von seinem waghalsigen Unternehmen gespro-

chen. Er war ja eine ordentliche Berühmtheit geworden. Er vernahm auch von den Kameraden im Dorf und aus der Umgebung allerhand vom Dorli. Da waren Meldungen dabei, die ihn freudig überraschten. Dorli habe sich seit dem Sommer stark verändert, sei selten mehr auf der Straße zu sehen. Die schwatzenden Frauen hätten einen ergiebigen und beliebten Gesprächsstoff verloren. Man höre so wenig mehr von ihm, daß diese spärlichen Meldun-

gen nicht mehr interessant seien für sensationshungriges Geschwätz. Friedl fand diese Tatsache bei allen seinen Nachforschungen bestätigt. Er sann viel darüber nach. Während sein Verstand die Veränderung nicht begreifen wollte, war das Herz längst freudig bereit, alles Gute zu glauben und alles Böse sogleich zu vergessen.

Eine andere Nachricht, die den Friedl zu großen Freudenstürzen und zu starkem Herzklopfen veranlaßte, kam zu ihm in den Dienst. Er erhielt einen Feldpostbrief von einem reichen und angesehenen Bauern. Dieser teilte ihm mit, daß eine Lawine ihm seine Alfhütte und den großen Stall weggerissen und ins Tobel hinunter gestossen habe. Er wolle nun sofort nach der Schneeschmelze mit dem Neuaufbau beginnen und gedenke alle Maurerarbeiten in Afford zu vergeben. Er habe Friedls Arbeiten in der Stöckli-



Berghen

Alp gesehen und viel davon gehört, wie flink und gut er arbeite, und schreibe ihm, um zu fragen, ob er diesen Bau übernehmen wolle und wann er aus dem Dienst heimkomme.

Friedl las den Brief mehr als ein dutzend mal. Bei jedem Stundenhalt, in der Gefehtspause, nach dem Essen und im Stroh, immer wieder nahm er das Schreiben aus der Tasche und las die Worte, die er fast nicht glauben konnte. Er sollte also gleich nach dem Dienst wiederum auf eigene Rech-

nung und selbständig arbeiten. Was sagte aber sein Götti dazu? Friedl wollte zuerst mit ihm darüber sprechen. Viel Zeit durfte er nicht verlieren. Also telephonierte er ihm. Der Götti war gar nicht so erstaunt über diesen Auftrag, sagte er solle unbedingt zusagen, er werde ihm gerne behilflich sein.

Nun lutschte Friedl seit einer Stunde an seinem Bleistift, fing fünf sechsmal zu schreiben an, wußte nicht sollte er den Bauer mit geehrter Herr oder hochgeachteter Herr anreden, schließlich teilte er in kurzen höflichen Sätzen mit, daß er die Arbeit gerne übernehme und rechtzeitig entlassen werde. Der Schluß des Briefes brachte ihn neuerdings zum Schwitzen. Endlich war er soweit, daß er seinen Namen hinsetzen konnte. Mit großen, geschwungenen Buchstaben und mit Stolz zeichnete er: „Friedolin Odermatt, Maurer.“

Seitdem gefiel es ihm nicht mehr gut im Dienst. Er sehnte sich darnach sein neues Arbeitsfeld in Augenschein zu nehmen und möglichst bald zu beginnen.

Aus Lawinenschutt wächst neues Leben.

Der Föhn tobte in den Bergen. Am Himmel standen breite Wolkenbänke. Schnee rutschte von den Tannen und von den Felsen. Friedl stieg mit dem Bauern mühsam durch den nassen Schnee hinauf, auf die Alp.

Ein schrecklicher Anblick furchtbarer Verwüstung bot sich ihren Blicken dar. Zersplitterte Baumstämme, mächtige Steine, geknickte Balken, Dreck und Geröll, gewaltige, schmutzige Schneemassen zeichneten den Weg, den die Lawine gegangen und lagen in sinnlosem Wirrwar quer über die Alp bis ins Tobel hinunter. Dort war der tiefe Graben aufgefüllt. Ein Stück Schindeldach lugte aus dem Lawinenschutt hervor, Tannen, die Wurzel in die Luft gestreckt, Blech und Eisenbalken zerbogen und gebrochen. Droben, wo Stall und Hütte gestanden, zeigten nur die Steine im Boden den Grundriß an. Weit herum schien der Alpboden gepflügt zu sein, geschälte Aeste stacken im braunen Dreck.

Der Bauer blieb lange stehen. Mit zitteriger Hand deutete er schweigend da und dort hin. Und als sie endlich oben waren,

dort wo die schmucke Hütte und der breite Stall gestanden, da fuhr sich der Bauer immer wieder mit der schweren Hand über die Augen. Er jammerte nicht, er sprach nur vom Aufbau, was besser und praktischer gemacht werden solle, diesmal. Aber wie tief er von dem grauisigen Anblick bewegt und erschüttert war, hörte Friedl aus dem Zittern der Stimme und dem schweren Atmen.

Sie waren bald einig und verstanden sich gut. Auf einem zerfetzten Balken saßen sie, und zeichneten neue Pläne.

Einige Tage später war Friedl mit seinen Arbeitern oben. Toni, der Geißbub, war auch dabei, war Handlanger, Küchenmädchen und Allerhandmann. Stolz war er und froh, seine Fauchzer und Fodel schallten über die verwüstete Alp hinauf an die grauen Felsen, die seiner Arbeit düster zuschauten.

Etwas später kamen die Zimmerleute. Friedl schaute ihnen mit großen Augen und offenem Mund entgegen. Da kam ja der Zimmermeister mit seinem Dorli und hinter ihm zwei seiner Arbeiter, mit Werkzeug und Gepäck. Seit wann braucht man Mädchen zum Alphüttenbauen? Aber Dorli ließ über die Nützlichkeit seiner Anwesenheit keine Zweifel aufkommen. Es richtete in der nahen Hütte, die von der Lawine verschont geblieben war, eine blitzblanke Küche ein. Schon bald nach seiner Ankunft stieg aus seiner Nähe ein appetitliches Düstlein und strich auch dem Friedl angenehm um die Nase. Dorli war Köchin und zugleich auch Buchhalterin und Aufsicht, weil der Vater nicht lange hier oben bleiben konnte. Nach drei Tagen legten sie ihre Vorräte zusammen, von da ab kochte Dorli auch für Friedl und seine Leute.

Während die Mauern für den Stall langsam aus dem Boden wuchsen, suchten die Zimmerleute aus dem herumliegenden und vergrabenen Holz die verwendbaren Balken und brachten neue vom Tal. Der Klang der Sägen, die Schläge der Steinhämmer, Dorlis Vieder und des Geißbubens Fodel vereinigten sich zur munteren Melodie der Arbeit. Dorli half überall tüchtig mit. Wenn der alte Steinhauer, der „Gruchsi“, wie man ihn nannte, einen furchtbaren Durst verspürte, dann brachte Dorli Most, wenn

einer der Zimmerleute sich in der Finger gehauen, dann war es Samariterin, verband und tröstete. Auch bei schwerer Arbeit sprang es ungefragt ein. Jedesmal, wenn es zum Einkaufen zu Tal gegangen, vermühten alle das hilfsbereite Mädchen und zählten die Stunden, bis wann es wohl zurück sein könnte. Denn aus dem leichtsinnigen Wirbelwind, im Tal war hier oben ein sorgliches Mutterli geworden.

Friedl schaute dieser Besserung mit großer Freude, aber sehr vorsichtig zu. Er redete selten mit ihm allein und vermied es, allzuviel in die lustig glitzernden Augen zu blicken. Dorli kam hie und da zu ihm hinaus, schaute seinen flinken Händen zu, fragte dann, ob er diese oder jene Suppe lieber habe, die Würste heiß oder kalt. Friedl meinte darauf, es solle die älteren Leute nach ihren Wünschen fragen, er könne alles essen und wie es bisher gekocht habe, das sei schon recht, ja ausgezeichnet gewesen.

Mitten in der Arbeit, sie schleppten schwere Steine, fragte der Geißbub: „Du, Friedl, was muß man machen, daß man schlechter Laune ist?“ Friedl lachte und meinte: „Wie kommst Du zu so einer dummen Frage?“ „Das sag ich Dir nachher, sag mir zuerst, an was sieht man, wenn jemand schlechter Laune ist?“ Friedl lachte und meinte: „Wenn einer den Muttergrind macht.“ „Aber Du machst doch nie einen Muttergrind, und Dorli fragt mich immer wieder, warum Du so schlechter Laune seiest.“ Daraufhin fing Friedl an, während der Arbeit und sicher jedesmal, wenn er an Dorlis Küche vorbeiging zu pfeifen, hie und da etwas falsch, aber immer sehr laut.

Wie Dorli hinunterpurzelt und scheinot liegen bleibt.

Am Sonntag nach dem Gottesdienst stieg Dorli mit einem schweren Rucksack voll Proviant allein den Berg hinan. Die Arbeiter waren heimgegangen. Friedl kam ein Stück weit hinter ihm nach. Dorli sah ihn kommen und beschleunigte seine Schritte. So entstand ein kleines Wettrennen. Dorli sprang trotz der schweren Last wie ein Geißlein bergauf. Friedl wollte sich nicht den Anschein geben, daß er dem Mädchen nachrenne. Deshalb nahm er doppelt so große Schritte. Da sie nun endlich beieinander waren, konnte keines ein Wort reden, weil sie mit Keuchen und Schnaufen genug zu tun hatten.

Friedl wollte ihm den Rucksack abnehmen. Dorli wehrte sich. Auf dem schmalen Weglein hatten sie für diesen Kampf zu wenig Platz. Dorli stolperte und fiel, es kugelte und überschlug sich und blieb schließlich unten am Hang mäuschenstill liegen. Friedl war in



Friedl war in zwei Sprüngen bei ihm.

zwei drei Sprüngen bei ihm. Dorli lag da, die Augen geschlossen, die Arme weit von sich gestreckt. Friedl beugte sich ängstlich zu ihm nieder: „Dorli, — Dorli!“ Ganz wenig lüpfte es seine Augenlider, dann kam aber bald ein lustiges Zucken in die geröteten Wangen, ein übermütiges Lachen aus dem ganzen Gesicht: „Aber Friedl, was Du für Augen machst.“ Nun durfte Dorli natürlich nicht sofort aufstehen und weitergehen, es mußte sich auf Friedls Befehl ein wenig ausruhen. Er setzte sich zu ihm. Die Sonne leuchtete über Berge, Schnee und Weidengrün und spielte mit den bunten Farben des nahen Waldbrandes. Die beiden ver-

gaßen die Zeit, den Geißbub, der oben in der Alp wohl für sie gekocht hatte, vergaßen auch etwas von ihrem alten Streit, weil sie kein einziges Wort davon redeten.

Beim Mittagessen, droben in der Alphütte konnte der Geißbub Betrachtungen anstellen über gute und schlechte Laune. Er konstatierte einen deutlichen Unterschied in Friedls Benehmen gegen Dorli. Ei, wie rücksichtsvoll und feinfühlig war er plötzlich und, was war denn geschehen, Friedl half dem Dorli beim Abwaschen.

Am Nachmittag wollte Dorli zum großen Alpkreuz hinauf, das auf einem Felsen weit über die Weiden hinschaute. Der Friedl meinte, das sei viel zu gefährlich, niemals dürfe es ohne Begleitung dort hinauf. Der Geißbub wollte gerne mitgehen, Friedl aber fand diesen Schutz ungenügend und ging selbst mit. So wanderten sie zusammen in die Sonne hinaus, nicht eben eiligen Schrittes, Dorli mit dem Blick in alle Berge und in den strahlenden Himmel hinein, er sinnend und bedächtig auf den Boden schauend, mit einem dünnen, biegsamen Rüttlein in der Hand.

„Mein Vater hat gesagt, er arbeite gern mit Dir zusammen, es sei gut auf Deine Mauern Balken aufzusetzen, weil alle Maße genau stimmen, und auch sonst hat er Dich gerühmt.“ Friedl wiegte den Kopf hin und her, wie gerne hörte er diese Worte und wie nett und angenehm klang dabei Dorlis Stimme. „Dorli, warum gehst Du nie am Sonntag heim? Nicht ein einziges Mal bist Du jetzt daheim gewesen.“ „Ich bin lieber hier, es gefällt mir hier in den Bergen oben unsinnig gut.“ „Ja aber nimmt es Dich denn nicht wunder, was im Tal, im Dorf vor sich geht? Du bekommst hier keine Zeitung, keine Besuche, keine Briefe, lebst ganz abgeschieden.“ „Und bin zufrieden“, sagte es und warf einen verstohlenen Blick zu ihm hinüber. „Briefe bekomme ich keine mehr, seitdem ich alle unbeantwortet lasse. Ich kann Dir sagen Friedl, aus Erfahrung sagen, so hört jede Korrespondenz von selber auf.“

Sie gingen schweigend weiter, kamen zum Alpkreuz hinauf und hielten Rast. Die leuchtenden Berge voll Schnee, auf welchen ein dunkler Himmel stand, um sie her die Alpen

mit dem ersten Grün der Sonnenseiten und den großen Felsen Wintermantel überall. Vor ihnen, von grauen Nebeln zuge deckt, das Tal. „Schau, wie mühselig ist es im Tal zu leben“, sagte der Friedl, „da unter der frostigen Decke liegt das Dorf, wohnen Menschen, streiten sich, plagen sich, müssen ja dort unten grau und gehässig werden. Ich möchte immer hier oben, irgendwie in den Bergen sein. Im harten eisigen Sturm, im Schneetreiben, das einem den Atem nimmt, gefällt es mir besser als in einer geheizten Talstube. Und erst wenn die Sonne glüht und leuchtet und Ruhe und Frieden mir bis zu innerst hinein wohl tun, so wie jetzt.“ Friedl kam ins Plaudern, ins Träumen hinein, von seinen Bergen sprach er, von seiner Liebe zu dieser herrlichen Bergheimat, von seiner schmerzlichen Sehnsucht, wenn er unten war oder fort im Dienst. Dann zeigte er dem Dorli die Gipfel, welche er bezwungen, die Edelweißplätzchen in den Flügen, die Hütten, in denen er schon übernachtet. Vielleicht unbewußt legte er den Arm auf des Mädchens Schultern und zog es an sich, damit es besser finde, was er mit der ausgestreckten Hand zeigte. Dorli wehrte sich nicht, ließ ihn erzählen und rühmen, hörte auf seine Stimme und Worte wie auf Musik und spürte eine wohlige Wärme von seiner Brust in seine Schulter kommen. Es blieb auch so, nachdem er schon lange schwieg. Dann sagte es: „So ist das bei Dir, und wenn Du da oben herumkletterst, und wenn Du in der Fluh hängst Tag und Nacht, dann denkst Du nicht daran, daß andere Leute um Dich Angst haben, sich fast die Seele aus dem Leibe beten aus Angst um Dich.“ Da lachte er: „Wer hat schon Angst um mich! Ich bin allein. Wer betet für mich, — kein Mensch. Bin immer allein gewesen, mein Leben lang.“ „Komm, es wird kühl“, sagte Dorli, und während dem es langsam vor ihm her ging: „Ich weiß jemand, der für Dich betet und der entsetzlich Angst hat, wenn Du in den gefährlichen Bergen bist.“ Friedl wollte wissen, wer das sei, wollte mehr davon wissen, bat, drohte, wollte nicht aufhören mit Fragen. Aber Dorli sagte davon kein Wort mehr. Still und versonnen stieg es mit ihm hinunter den Hütten zu.

Anderntags, mitten in der Arbeit, kam Toni, der Geißbub, zu Dorli in die Küche und fragte, ob er etwas helfen könne. „Hast Du nichts zu tun.“ „Das schon.“ „Also, husch ab, an die Arbeit.“ „Da aber der Friedl hat gesagt, ich solle schauen, ob ich in der Küche etwas helfen könne, damit es das Dorli nicht zu streng habe.“ Da lachte das Mädchen, jagte ihn fort, trug ihm aber auf: „Geh schnell zurück zu Deinem Maurermeister, sagst einen schönen Gruß von mir, und ich könnte neben meiner Arbeit noch gut etwas beim Mauern helfen, als Handlanger oder vielleicht auch als Lehrbub“, gab dem Toni einen Würstzopf und einen Klaps auf den Rücken.

Von roten Bändern, Papierrosen und roten Lippen.

Das Feuerlein der Liebe, ist gar nicht so leicht zu löschen. — Will man's zudecken und ersticken, es mottet als heiße Glut weiter, will man's ausblasen, so bringt's der Luftzug erst recht zum Aufklackern, schüttet man Wasser darauf, so zischt es und siedet's, daß du dir die Finger verbrennst.

Beim Friedl war das Flämmlein nun so stark geworden, daß es bei jedem Luftzug hochaufschlug. Je mehr er Vernunft und gute Vorsätze dagegen ankämpfen ließ um so mehr füllte sich sein Herz mit Sehnsucht, um

so lieber drehten sich seine Augen nach dem Dorli und seinem lieben Gesicht.

Früher war er immer pressant gewesen, in eiligem Schritt oder auf dem Velo. Nun kam ihn fast täglich die Lust an, recht langsam zu spazieren. Von der Hütte weg führte ein Fahrweg fast eben aus hinter einen Hügel.

Es kam vor, daß er dorthin ging, um die abendliche Aussicht zu genießen und auf dem verdeckten Plätzchen das Dorli traf, das auch gerade zufällig in den Anblick der lieblichen Landschaft versunken war. Es kam auch vor, daß er im Nebeneinandergehen ganz vorsichtig und zart Dorlis Hand umfaßte und mit ihr spielte, oder daß er das Händchen in seinen Praxen hielt und mit Eifer die Finger zählte: „Wie hast Du doch zarte, feine Fingerchen, so hübsch und feingliederig und das Ringlein mit dem blauen Stein, wie lange hast Du das Ringlein schon?“



Reh im friedlichen Winterwald

Er zog es ihm vom Finger und spielte damit. Dann steckte Friedl das silberne Reiflein sich über den kleinen Finger zum Schauen, wie viel dicker die feinen sind.

Ein andermal blieb er wieder ernst und erzählte aus seinem Leben: „Weißt Du, damals in der Fluh, in der Nacht, da ich so lange um Hilfe gerufen und niemand kam, da habe ich mein Leben rückwärts und vor-

wärts überschaut, da habe ich einmal bis auf den Grund gesehen und gespürt. Weißt Du, in einer solchen Stunde zählt nur, was vor dem Herrgott Wert hat, alles andere fällt ab wie die Blätter im Herbst und du stehst kahl da und leer.“

Und wieder einmal erzählte der Friedl vom Ranft. Er hatte bisher noch mit keinem Menschen davon gesprochen, kein Wort. Und just vor dem Dorli konnte er dieses Erlebnis nicht geheim halten: „Da hat mich der geistliche Herr so eigenartig stark angeschaut und gesagt: „Bete viel, damit Du eine brave und gute Frau bekommst.“ Wäre mir doch nie im Traume eingefallen, um eine ernste und gute Frau zu beten. Aber seither hab ich's getan und in der letzten Zeit sozusagen jeden Tag. Bei solchen Gesprächen kam es vor, daß Dorli ganz still und stumm mit ihm auf die Hütte zugin und das Köpfchen gerade so tief vorüber hängen ließ, wie er. Toni, der gerne den beiden auflauerte, wird sich wohl dabei gedacht haben: „Aha, da ist wieder die schlechte Laune!“

Der Gaden war unter Dach, nun sollte mit allen Kräften die Hütte erbaut werden. Dorli brachte eines Tags in einem Druckli bunte Bündel und Papierröschen zum Vorschein und schmückte den Firsbaum. Es kochte ein besonders gutes Abendessen und machte einen ganzen Hasen voll Kaffee. Das Nachtessen tischte es unter dem neuen Dach. Und weil kein Bauherr da war, stellte es sich höchst persönlich oben an den Tisch und hielt eine drollige Rede. Es sprach auch mit besonderem Feuer von seiner Liebe zum Handwerk. Der Geißbub rief ganz frech dazwischen: „Und Deine Liebe zu den Handwerkern, he!“ Das gab ein Gelächter und ein Gejohle und die Stimmung war mit einem Mal in allen Lüften. Toni zog aus der Hosentasche sein Maulorgel, klopfte es wichtig in der hohlen Hand aus und spielte zum Tanze auf.

Der alte Gruchsi wollte auch einen Walzer mit dem Dorli probieren und stolperte und gruchsjete dabei. Am meisten Erfolg hatte die kleine Rede eines Zimmermanns, der mit kurzen aber kräftigen und von Herzen kommenden Worten dem Dorli dankte, für seine Liebe und Sorge für alle Arbeiter. Er

mußte nicht lange rühmen, alle fielen ihm ins Wort und halfen mit danken. So wurde ein kleines Fest der Anerkennung und der Anhänglichkeit für Dorli aus diesem „Firswein.“

Die Klänge der Mundharmonika waren verklungen, die Gläser und Krüge leer, der Gruchsi schnarchte schon längst auf dem harten Lager, sogar dem Geißbub waren die Augendeckel zugefallen, nur vier Augen waren noch wach, hellwach und die leuchteten wie die Sterne am Himmel: „Was meinst Dorli, heute wars doch sicher für Dich viel schöner beim „Firswein“ dabei zu sein, als das letzte Mal. — Und für mich auch.“ „Ach Friedl, Du weißt's ja schon, daß ich jetzt den rechten Weg gefunden habe, und nie mehr umkehren will.“ Da nahm der Friedl das liebe Mädchen in seine Arme, ganz eng schloß er es ein und küßte es auf die Wangen, auf beide Augen und den Mund und wenn er es zwischenhinein einmal etwas losließ, dann flüsterte er: „Du Liebes Du!“

Auf dem Rettungsschlitten zu Tal.

Aber auch auf der Alp gibt es trübe Tage. Nicht immer lacht die Sonne, nicht immer fliegen und tanzen bunte Schmetterlinge im strahlenden Licht. Schwer fiel der Regen, jede Sicht war verdeckt, der graue Vorhang hüllte alles ein. Auch auf den Menschen schien dieser graue Tag zu lasten, kein Lied erklang aus der Küche.

Der alte Gruchsi schleppte wie jeden Vormittag seinen Durst zur Küche, um von Dorli eine extra Labung zu erbetteln. Was war denn das? Dorli stand an der Wand, die Stirne an den erhobenen Arm gepreßt, mit der andern Hand sich am Tischrand anklammernd, mäuschenstill. Gruchsi sagte etwas von guten Tag und Most. Dorli drehte sich um, war käsebleich im Gesicht und schwankte. „Was ist mit Dir, bist Du krank?“ „Nein, nein, das geht vorüber,“ es rieb sich die Wangen rot, gab dem Gruchsi den Most und verschwand. Gruchsi ging zum Friedl: „Du, geh Du in die Küche, mit dem Dorli ist etwas nicht richtig.“ Friedl ließ den Pflasterkübel stehen und sprang hinüber. Dorli saß am Tisch den Kopf über seine verschränkten

Arme gebeugt. Von einer Pfanne auf dem Herd stieg dicker Dampf auf, die Küche war voll Rauch. „Dorli, was ist mit Dir?“ sagte er lieb. Es schaute auf, und wie. Bleich und grau im Gesicht, zu müde um die Augen ganz zu öffnen, ein Kammerbild. Dorli wollte nicht wahr haben, daß ihm etwas fehle. Friedl ließ nicht locker, er fragte wie ein

Arzt, kochte ihm Milch und gab ihm zu trinken. Der Zustand verschlimmerte sich. Dorli lag in Krämpfen auf seinem Strohlager. Friedl saß bei ihm, fühlte den Puls, hörte auf die Atemzüge. Alle paar Minuten kam einer von den Arbeitern und streckte den Kopf zur Türe herein: „Wie gehts?“ Friedl konnte das nicht mehr aushalten. Er ging um dem Arzt zu telefonieren. Wie ein Berrückter lief er quer über die Alp und dann durchs Tobel gradwegs ins Tal hinunter zum nächsten Telefon: Schlechter Be-

richt. Der eine Arzt war im Dienst, der andere war ebenfalls fort und kam erst abends spät zurück. Was tun? Friedl stieg keuchend und voller Angst den weiten Weg hinauf. Bis der Arzt zurück und dann in der Alp oben war, mußte Mitternacht längst vorbei sein. Was geschah mit Dorli bis dann, lebte es noch so lange? Die furchtbaren Krämpfe und es war so elend, ihm war so sterbensschlecht.

Auch wenn es bald besser ginge, wer wollte dort oben das arme Kind pflegen. Sie wa-

ren doch alles nur unbeholfene Männer. Nein, nein, Dorli mußte sofort zu Tal gebracht werden. So kam Friedl zur Hütte zurück und fand Dorli noch elender. Auf einem Wagen? nein das rüttelte zu stark; auf einer Traggabel? es konnte ja unmöglich mehr aufrecht sitzen. Toni holte in der obern Hütte den Rettungsschlitten, welcher vom Ski-

club dort deponiert war. So trugen die Männer das arme Mädchen hinaus, halfen alle bis es schön eingebettet und mit einer Wolldecke zugedeckt war. Wie krank und traurig schaute das bleiche Gesichtlein aus den Tüchern empor. — Friedl zog den Schlitten in den Regen hinaus, der Geißbub lief hinterher. Vorsichtig steuerten sie den Schlitten bei allen Wurzeln und Steinen vorbei. Trotz aller Sorgfalt wurde Dorlis armer Kopf hin und hergeschüttelt. Um den Mund zuckte der Ausdruck heftiger Schmerzen.



Großmütterchen am Spinnrad

Da wo der holperige Weg nicht mehr vermieden werden konnte und steil abwärts führte, nahm Friedl den Schlitten mitsamt dem Dorli auf den Rücken und trug es so zu Tal bis an die breite Straße. Er wartete auf ein Auto. Ein Lastwagen kam. Er bat mitfahren zu dürfen. Zwischen dem Chauffeur und dem Friedl eingeklemmt, so daß es nirgend hinfallen konnte, fuhr es nun heimzu, elend zum Sterben. Der Regen prasselte an die Scheiben, die Dunkelheit schlich heran.

Oh je, oh Schreck, oh Elend, da Friedl mit dem Dorli daheim in die Stube kam. Der Vater sagte dem Friedl alle Schande, die Kinder weinten, die Mutter legte es ins Bett und kochte Tee.

Friedl sollte nun gehen, aber er wollte den Bericht des Arztes abwarten. Dieser stellte eine schwere Vergiftung fest. Man mußte abwarten. In dieser furchtbaren Unsicherheit ging Friedl zurück und hinauf.

Droben auf der Alp war seitdem trübes Wetter, auch wenn die Sonne schien. Dorli fehlte allen. Es fehlte das liebe Lachen, das fröhliche Scherzwort, die mütterliche Fürsorge, und dazu kam die Angst um das liebe Dorli. Der Geißbub ließ alles anbrennen, der Gruchsi trank viel zu viel Most und war dabei wunderbar. Friedl sprach wenig und starrte immer wieder gradaus, seine Gedanken schmerzten ihn: „Immer muß ich allein sein. Vater und Mutter sind mir früh gestorben, und jetzt da ich einen lieben Menschen gefunden habe, muß der wohl auch sterben, — so jung und so lieb.“

Im Auftrag der hohen Regierung.

Friedl ging ins Tal. Trotzdem er einen guten Bericht von der Mutter bekam, war nicht daran zu denken, daß Dorli bis zur Beendigung der Arbeiten auf der Alp, nochmals hinausgehen könne. Deshalb kam Friedl dann und wann auf Besuch. Er mußte ja sowieso über den Stand der Arbeiten dem Zimmermeister berichten. Aber noch ein anderer Grund veranlaßte ihn immer wieder hinunter zu kommen.

Sein Götti hatte ihm beim letzten Besuch eine ganz wunderbare Idee vorgelegt. Die Regierung hatte beschlossen ein ganz neues großes Verbaunungsprojekt am Wildibach zur Durchführung zu bringen. Diese Verbaunung sollte in drei Stufen, von drei verschiedenen Unternehmern ausgeführt werden. Der Götti meinte, er, der Friedl solle sich um das oberste Teilstück der Verbaunung als Unternehmer bewerben, es sei ihm daran gelegen. Er habe kein Interesse am obersten Stück. Wenn aber seine Konkurrenz dort verbaute, dann gefalle ihm das auch nicht. Er wäre froh, wenn Friedl diese Arbeit bekäme, er

wüßte dann, daß gut und zuverlässig und auch mit seinen unteren Arbeiten Hand in Hand gebaut werden könne.

Das war allerdings großartige Zukunftsmusik für den Friedl. Er als Unternehmer und ein Regierungsauftrag für viele Jahre. Er kannte den Wildibach gut. Er war auch dabei gewesen, da der Wildibach alle Verbaunungen und Wehren zusammengerissen und mit Mauern, Tannen und Dreck zu Tal und über alle Heimen ausgebrochen war. Eine schwierige Arbeit im obersten Krachen, aber was konnte sich Friedl Schöneres denken, als wieder weit oben am Berg sein eigenes Leben zu führen. Der Götti sagte: „Die Regierung ist Dir wohl gesinnt. Man hat Deine Arbeit an der Fluh viel besprochen und gerühmt.“

Nun mußte Friedl natürlich viel im Sonntagsgewand in den Hauptort gehen, mußte mit dem Baudirektor und mit studierten Herren, die die Pläne gezeichnet hatten, verkehren. Aber diese ungewohnten und von ihm gefürchteten Besprechungen und Zusammenkünfte brachten schließlich einen großen Erfolg. Eines Tages schritt Friedl heimzu, mit rotem Kopf, die ganze Brust voll Freude und in der Tasche den regierungsrätlichen Arbeitsvertrag.

Im Wildibach-Tobel herrschte ein Wirrwarr, ein Durcheinander. Und eng war der Graben, weil beidseitig stozige Ribenen aufstuden. Für die kleine Bauhütte war kaum Platz. Die Baracke für die Arbeiter mußte weit weg im Wald aufgestellt werden. Friedl entwickelte eine wahre Arbeitswut. Nun war er im Element. Als Arbeiter fand er zuverlässige Leute, als Handlanger Dienstklameraden und natürlich, der Geißbub war auch dabei.

Die erste Zeit sah Friedl überhaupt nichts anderes als Steine, Geröll, Wasser, Holz und den Weg ins Tobel. Sein ganzes Denken, war mit seiner neuen Aufgabe ausgefüllt. Aber nach und nach wollte er auch wieder einmal ein größeres Stück blauen Himmels sehen, als sich im Wildibach-Tobel und zwischen den Tannen zeigte. Er ging dann hinunter auf eine Bergmatte in der ein altes, verlassenes Häuschen stand. Von dort sah er ins Tal, dort sah er auch in die Berge, dort

saß er gerne allein nach Feierabend und schaute zu den Lichtlein hinunter.

Einmal kam er mit dem Schlüssel zu dem Häuschen. Da die Bergmatte mit einem andern Heimwesen zusammengelegt worden, war das Gritschi-Häuschen seither unbewohnt geblieben. Klein war es, mehr schwarz als braun, sonnenverbrannt, aber im schönen alten Stil erbaut, mit Bordächli über den Fensterreihen und Lauben auf beiden Seiten. Niedrig die Stube, eng die Kammer, aber alle Wände, Decken und Böden aus gutem Holz.

ten gewendet in der letzten Zeit.“ Aber im tiefsten Herzen lag doch eine ängstliche Unruhe, die bohrte und immer wieder obenauf kam. Würde das Dorli im Dorf unten tapfer so weiter leben, nicht wieder in seinen alten Leichtsinne zurückverfallen? Und kam nicht ein anderer zu ihm mit schönen Worten und guten Versprechungen? Diese Gefahren waren sicher groß und wurden in seinem Herzen immer größer. „Und was würden wohl Vater und Mutter sagen, wenn er einmal käme und von seiner Liebe sprechen würde? Würde ihm Dorli so lange treu bleiben?



Nr. 6356 BRB 3. 10. 1939

Sargans und sein stolzes Schloß

Friedl mietete das Häuschen, weil er ja doch ein paar Jahre hier oben bleiben sollte. Er holte von seinen Ersparnissen auf der Bank und richtete sich ein, einfach und solid, mit alten währschaften Möbeln, einem bequemen, breiten Kanapee und mit weißen Vorhängli an den Fenstern.

Warum Friedl plötzlich zum Uhrmacher muß.

Abends ging er auf den ächzenden Böden hin und her, die Stiege hinauf in die leeren Lauben, setzte sich wohl auch an den Schragentisch beim Fenster und schaute hinaus: „Wie hat sich doch vieles gewendet, zum Gu-

rieg ist, eine schlechte Zeit zum Heiraten. Weitab von der Kurzweil die ein Dorfmadchen gerne hat, steht das Gritschi.“ So zupften, stüpften und quälten ihn die Plaggeister seiner Gedanken in der traulichen, lieben Bergeinsamkeit oben.

Einmal, mitten in der Arbeit, am helllichten Nachmittag, warf Friedl seinen Steinhammer in die Werkzeugkiste, rief den Arbeitern zu, sie sollten dann rechtzeitig Feierabend machen und verschwand aus dem Tobel. Er ging ins Gritschi hinunter, zog seine besten Kleider an und stieg zu Tal. Dort fuhr er zuerst ins große Dorf zum Uhrmacher. Glücklicherweise war niemand im La-

den. Er sagte: „Ich sollte zwei Eheringe haben, einer für diese Hand da, und der andere soll mir am kleinen Finger bis hierher gehen.“ Er streckte seine schwieligen Praxen über den Ladentisch. Der Uhrmacher probierte, der Friedl zahlte, nahm das schmucke Etui im Seidenpapier in die Hosentasche und ging.

Hinauf aufs Velo und fort in einem Sui. Im höchsten Tempo weiter und dann schnurstraks auf Dorlis Haus zu. Vielleicht vom schnellen Fahren oder vom raschen Lauf die Treppe hinauf, Friedl hatte ein fürchterliches Herzklopfen und einen engen Hals, er mußte vor der Türe stehen bleiben und verschmaufen. „Jetzt, jetzt,“ dachte er nur immer, „jetzt entscheidet sich mein ganzes Leben. Und wenn Dorli nein sagt, und wenn es einen andern hat, und wenn und wenn...“ Das Herzklopfen wurde nicht besser, er hörte Schritte, nun mußte er klopfen und eintreten. „Guten Tag miteinander.“ Dorli blickte verwundert auf, die Mutter nähte an der Nähmaschine, Walterli saß auf dem Tisch und spielte mit Klößli. „Schau Friedl ich baue einen Stall und auch eine Alphütte.“

„Guten Tag Friedl; was hast?“ Auch die Mutter begrüßte ihn freundlich. „Ein Anliegen hab ich.“ Was war denn plötzlich mit ihm los, er kannte seine eigene Stimme nicht mehr. Er hatte doch ganz anders anfangen wollen. Dorli sagte: „Ist Dir was passiert, bist so bleich, komm Walterli“, und ging mit ihm hinaus. Der protestierte heftig, er wolle auch dableiben und man solle an seinem Stall nichts machen. Nun stand der Friedl bei der Mutter, das war auch nicht recht. „Was hast für ein Anliegen? Nimm Platz.“ Friedl blieb stehen: „Ich sollte das Dorli etwas fragen.“ Nun wollte die Mutter hinausgehen, dem Dorli rufen. Er meinte: „Ja, aber Ihr sollt schon auch dabei sein.“

Erndlich standen beide vor ihm, da gab er sich einen Ruck, nahm allen Mut zusammen, bohrte aus seinem Hosensack das seidenpapierene Päckli, knobelte mit seinen ungeschickten Händen, um es zu öffnen: „Ich habe da zwei Fingerringe aus schönem Gold, und das Dorli möchte ich fragen ob es den da von mir annehmen will und tragen so lange wir leben, das Dorli und ich, zusam-

men.“ Er wollte noch weiter sprechen, aber keine Worte kamen ihm in den Sinn. Alles hatte er vergessen. Dorli wurde rot und bleich, hielt sich rückwärts an der Kommode fest: „Friedl!“ Die Mutter schaute von einem zum andern, setzte sich auf den Stuhl und sagte: „Das ist mir eine schöne Neuigkeit, was sagt da wohl der Vater dazu.“ Friedl legte die Ringe in seine offene Hand, streckte sie dem Dorli hin: „Nimm eins.“ Die Mutter konnte sich nicht recht erholen: „Ja, was sagst denn Du, Dorli?“ „Ich sage dem Friedl ins Ohr,“ kam auf ihn zu, streckte ihm sein zartes Fingerlein entgegen und flüsterte: „Gib mirs selbst.“ Er steckte ihm sorgfältig das Ringlein an den Finger und hörte: „Du lieber Friedl Du,“ dann schloß er es vor den erstaunten Augen der Mutter in seine Arme. Walterli, der unterdessen sachtli hereingeschlichen war, lief in die Küche hinaus: „Kommt schaut, kommt, der Friedl verdrückt das Dorli!“

Aber Dorli mußte das Ringlein wieder vom Finger nehmen und in der Kommodenschublade verstecken, denn die Mutter wollte nicht von sich aus ja sagen. Friedl sollte den Vater fragen, dann wollten sie darüber reden. Friedl blieb da in der Stube, erzählte der Mutter von seinen Plänen, von seiner Arbeit, von seiner Zukunft. Dorli ging immer wieder zur Schublade und schaute ganz verückt dort hinein.

Der Vater kam heim. Er sah den Friedl im schönen Gewand am Werktag in seiner Stube sitzen, den Walterli auf seinen Knien, die Kinder um ihn herum, die Mutter ohne Schürze dastehen, ohne etwas zu tun. Was war denn hier los?

Jetzt, da Friedl wußte, daß Dorli ihm treu geblieben und treu blieb, hatte er seine Sicherheit wieder zurückgewonnen. Er ging auf den Vater zu, bot ihm die Hand und fragte ihn offen und ehrlich und so wie sichs gehört um die Hand seiner Tochter. Der Vater wollte aufbrausen, wollte etwas von abgearteter Sache sagen, und da hätte er dann auch ein Wort zu reden, aber Dorli sprang an ihm auf, wie ein Käzchen, legte seine Arme ihm um den Hals, drückte ihm sein heißes Gesicht in den Schnauz und bettelte: „Vater, sag Ja, sag um Gotteswillen Ja, sei

lieb, Vater, gib dem Friedl die Hand und sag Ja.“ Dorli ließ sich nicht abschütteln, hörte nicht auf mit Bitten und Betteln. Auch der Walterli fing an zu schreien und die andern schrien mit: „Ja, sag ja.“

Wenig später war in der Küche großer Betrieb. Alles wollte helfen, denn der Vater hatte den Friedl zum Nachteffen eingeladen, war selber in den Keller gestiegen, um eine gute Flasche Wein zu suchen. Fleisch wurde geholt, der Tisch ausgezogen und gedeckt, ein Fest war plötzlich ausgebrochen und das an einem ganz gewöhnlichen Werktag. Der Jubel bei den Kindern war groß, und die Freude und Seligkeit bei denen, die ein ganz neuglänzendes, glattgoldenes Ringlein am Finger trugen, war unendlich.

Viel später, lange nach Mitternacht, ja fast gegen den Morgen zu, nahmen zwei liebe junge Menschen, vor des Zimmermeisters Haustüre, herzlich und immer wieder Abschied, Dorli hüpfte übergücklich die Stiege hinauf und Friedl ging fort voller Glückseligkeit. Raun an den nächsten Häusern vorbei, fing er an zu jodeln.

Und dann ins Wildibach-Lobel hinauf.

Anderntags im Wildibach-Lobel bei der Arbeit, sieht der Geißbub an Friedl's Hand das Ringlein glänzen. Er schleicht verstoßen zu allen Arbeitern und macht sich wichtig und geheimnisvoll: „Aber sag nichts.“ So scheint keiner etwas zu bemerken, bis am Abend. Am Feuer vor der Baracke sitzen sie alle im Kreis und essen. Da kommt plötzlich der Geißbub mit einem großen Buschen Alpenrosen, stellt sich vor den Friedl hin und sagt: „So Meister, wir gratulieren alle, und wünschen Dir von ganzem Herzen Glück, Dir und

dem Dorli, das Leben lang.“ „Bravo,“ rufen die Arbeiter und stehen alle auf. Das ist ein Händeschütteln und ein Glückwünschen und Danken, manch ein Alter schaut dem jungen Meister freudig bewegt in die Augen: „Das freut mich, und viel Glück.“ Einer holt eine Schnapsflasche, seinen Vorrat für zwei Wochen und läßt sie im Kreise herumgehen. Friedl ist ganz gerührt: „Und wißt ihr was, das Dorli kommt hier zu uns hinauf, und kocht für uns alle hier oben, ich wohne mit ihm im Britsch-Häuschen, aber den Tag über

ist es bei uns, bei der Arbeit und sorgt für jeden und alles.“ Der Geißbub warf die Hände in die Luft, vor lauter Freude und Jubel, so begeistert, daß er hinterrücks von seinem Schemel fiel.

* * *

Im Herbst war Hochzeit im Dorf. Dorli und Friedl knieten im Chor der geschmückten Kirche vor dem Priester, versunken in Andacht und Glück. Frei und klar sprachen sie ihr „Ja“. Diese beiden Wörtlein, die so hart erkämpft und für's ganze Leben und

ewig gültig waren, wirbelten im Wiederhall in allen Bogen und Gewölben der Kirche herum. Die Mutter weinte, Walterli wollte nicht stille sein, und stupfte immer die andern. Auch der Götti, der im feinsten schwarzen Rock ganz vorn neben dem Zimmermeister kniete, konnte seine Rührung nicht verbergen. Auf jeder Seite kugelte ihm ein Tröpflein die Wangen hinab.

In der Familie der Braut fanden sich alle um den Tisch beisammen. Auch der Geißbub war dabei, schlamsfete voll Entzücken Konfitüre und schaute immer wieder zu seinem lieben Meister und zum Dorli hinüber. Und der Walterli wollte dem Dorli so nahe sein, ihm auf die Knie sitzen. Der Götti stand



„Vater sag Ja, sag um Gotteswillen Ja!“

feierlich auf, räusperte sich und begann zu reden: „Ich habe heute einen Freudentag, der mir tief ins Herz hinein geht. Friedl, damals, da Du noch ein kleiner Bub warst, kleiner noch als der Walterli, und sie Deinen Vater tot von den Bergen brachten, damals habe ich Dich zu mir genommen, wie es meine Pflicht war als Götteri und weil Dein Vater in treuer Pflichterfüllung und auf meinem Arbeitsplatz den Tod gefunden. Manchmal habe ich mir gedacht, Du ladest Dir eine große Verantwortung auf mit diesem Bub. Aber das will ich heute sagen, heute an diesem glücklichen Tag, Du Friedl hast mir viel Freude gemacht, mir und meiner lieben Frau die ganze Zeit. Und Dir Dorli sage ich, Du hast einen lieben Mann, einen treuen und herzensguten Mann bekommen, wenn Du so viel Freude mit ihm erleben kannst und ihm auch so viel Gutes antust, dann ist Euer Glück groß. Ich will Euch am heutigen Tag versprechen, daß ich meine Pflicht und mein Amt als Götteri nicht ablege, sondern weiter behalte und Euch beiden gerne beistehe, wo ich kann und so lange noch mein Leben dauert.“

Noch am Vormittag fuhren Friedl und Dorli mit der Bahn auf ihre kurze Hochzeitsreise in den Kanst. Dort unten in der Kapelle dankten sie dem großen Beschützer des Landes für den Frieden unserer Heimat und für den glücklichen Frieden in ihren Herzen. An der Melchaa saßen sie beisammen, die Hände lieb und vertrauensvoll ineinandergelagt. Friedl erzählte alles, daß hier sein Beten angefangen für eine gute Frau und auch der Vorsatz, den Menschen zu helfen und nützlich zu sein. „So ist jetzt der Segen Gottes zu mir gekommen, reicher und schöner als im Traum.“

* * *

Am gleichen Abend noch stiegen die beiden ins Grittschi-Häuschen hinauf. Dunkel war der Weg durch den Wald. Friedl zündete seinem Fraueli mit der Laterne voran. Da sie aber in die Bergmatte kamen, stieg der Mond aus den fahrenden Wolken auf, warf sein milchiges Licht auf das kleine Häuschen, daß die kleinen Fensterscheiben wie Silberschmuck glänzten. Ein verträumtes, liebes Heim in der herrlichen Bergeinsamkeit.

Dorli wollte selber öffnen. Steckte den großen Schlüssel ein und drehte das ächzende Türschloß. Warm kam ihnen die Luft entgegen. Friedl ging mit seiner Laterne voraus, hinein in die Stube, stellte sie auf den Tisch, und schloß dann die Haustüre zu und den großen Kiegel. Dann kam er wieder, mit seinem schweren Schritt über den Gang in die Stube hinein zum Dorli, nahm es fest in seine starken Arme: „So nun bist Du mein, Du liebes Du, und ich bin für immer Dein.“ Dorli wollte auch ein liebes Wort sagen, aber Friedl verschloß ihm den Mund.

Am nächsten Morgen sah die frühe Sonne den beiden zu wie sie hinauf ins Wildibach-Lobel zur Arbeit gingen. Hand in Hand. Der Geißbub hatte die ganze Baracke mit Lannenzweigen und bunten Bändern geziert. Die Arbeiter begrüßten sie mit einem Sauchzer und Fodel. Dorli gab jedem die Hand, kam mit zu den Mauern und Wehren, schaute ihnen bei der Arbeit zu. Dann aber machte es in der Barackenküche ein lustiges Feuerlein und den ersten Braten für seine große Familie.

* * *

Auch Dorlis Vater kam einmal in das Grittschi hinauf. Mit dem Metermaß in der Tasche und mit wichtiger Miene. Er schaute mit prüfendem Blick allen Schäden und Spalten nach: „Du mußt ein rechtes Häuschen haben. Ich will Dir Dein Kämmerlein und Stubli schon richtig ausflücken und zweg machen. Hast mir viel Kummer gemacht, Dorli, lange Zeit, aber jetzt auch viel Freude. Ist er recht mit Dir, der Friedl? Darfst recht und gut kochen? Schimpfst er nicht, wenn Dir etwas anbrenntet? Sags nur mir, wenn er nicht gut mit Dir ist. Ich will ihn dann schon richtig in den Senkel stellen.“ Dorli wehrte ab und meinte: „Vater, ich glaube, in dieser Beziehung brauche ich Deine Hilfe nicht.“

Der Vater wollte scheint's das ganze Haus neu renovieren und sprach dazu: „Wart nur, aus dem Friedl wird noch einmal ein angesehener Mann. Er ist noch jung und doch schon ein selbständiger Meister. Da weißt Du, einem jeden hätte ich Dich auch nicht gegeben. Du bist mir viel zu lieb.“